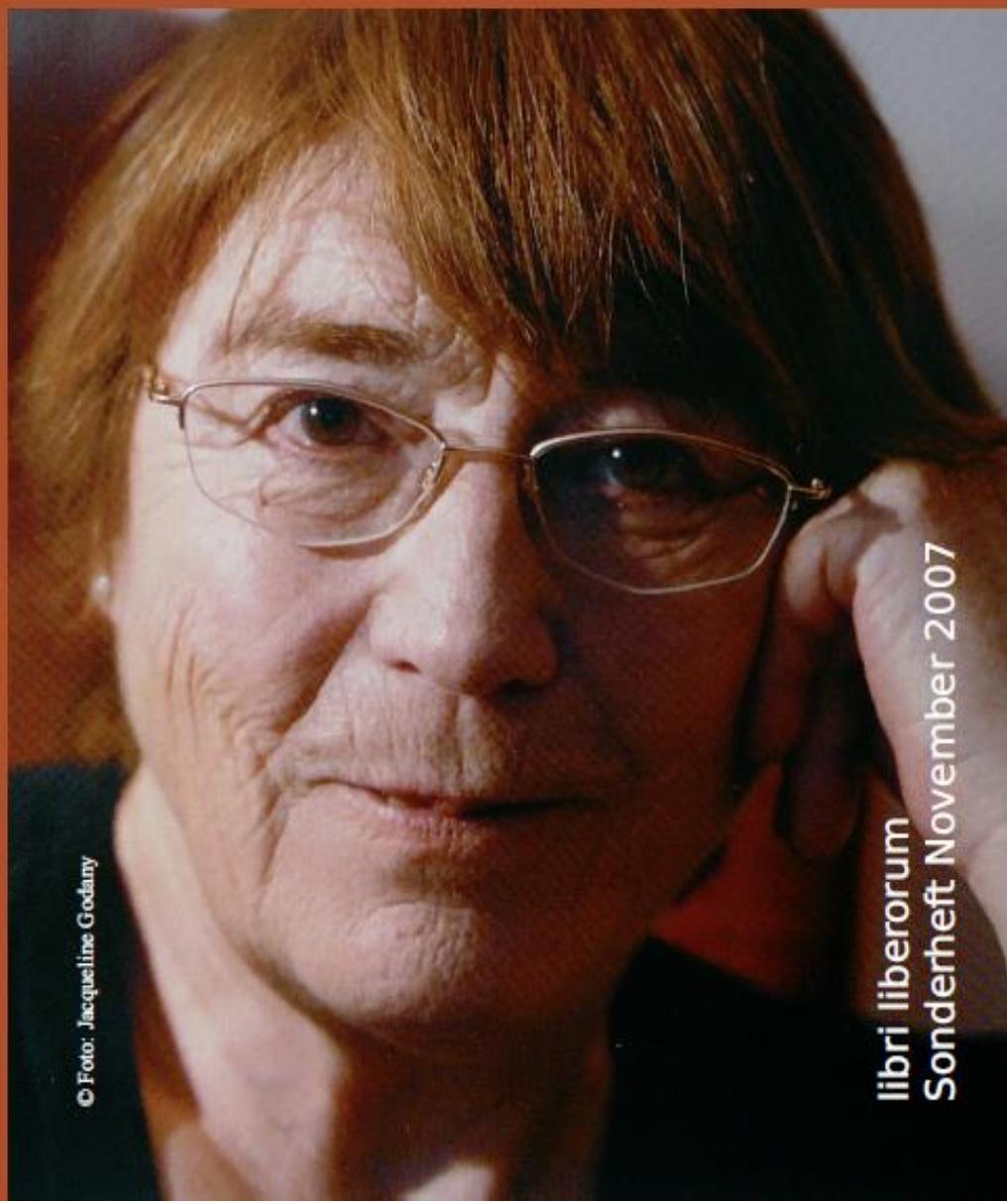


PRAESENS

Renate Welsh
Das Leben buchstabieren



© Foto: Jacqueline Godany

libri liberorum
Sonderheft November 2007

libri liberorum

Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft
für Kinder- und Jugendliteratur-Forschung

Sonderheft November 2007

Renate Welsh

Das Leben buchstabieren

Impressum:

Herausgeber: Ernst Seibert

Redaktion: Gunda Mairböurl

Satz: Michael Ritter, Praesens Verlag

Druck: Börsedruck GmbH

BM.W.F^a

bm:ukk

 WIEN
KULTUR

Preis: € 6,40,--

Inhalt

Editorial	4
Renate Welsh Das Leben buchstabieren	6
Grußadressen	32
Gunda Mairbäurl Familie und Krieg. Ausgewählte Aspekte zu Renate Welshs <i>Dieda oder Das fremde Kind</i>	37
Tamara Buckova Ein „Forschungsbericht“ oder eher „Forschungsbrief“ aus Prag	49

Editorial

Im achten Jahrgang der Fachzeitschrift „libri liberorum“ der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung (ÖG-KJLF), die zusätzlich zu vier regulären Ausgaben jährlich mindestens ein Sonderheft herausgibt, darf man bereits von einer Tradition sprechen. Es ist also Tradition, ein besonderes Ereignis auf dem weiten Feld des Kinder- und Jugendschrifttums mit einem Sonderheft besonders herauszustellen.

Dass in diesem Jahr die Wahl auf Renate Welsh gefallen ist, die im Dezember ihren siebzigsten Geburtstag begeht, liegt auf der Hand, die ihr mit größter Wertschätzung entgegen gestreckt sei. Mit einem Rückblick zunächst über ein halbes Jahrzehnt erlaube ich mir aus den streng gehüteten Geheimnissen der mehrköpfigen Jury zum Österreichischen Kinder- und Jugendliteraturpreis 2002 zu plaudern, in der ich damals zusammen mit Heidi Lexe saß. Gleich in der ersten Minute der oft einen ganzen Tag andauernden Beratungen hat sie mir zugeflüstert: „Ich weiß, wer heuer den Preis bekommt.“ Meine Antwort: „Ich auch.“ Dass auch die anderen Köpfe der Jury einhellig (was oft auch anders ist) der Meinung waren, dass *Dieda oder Das fremde Kind* das herausragende Buch war, musste nicht weiterhin ein Geheimnis bleiben. Das hat sicher nicht nur damit zu tun, dass Renate Welsh weitere sieben Jahre zurück, 1995, für ihr bis dahin angewachsenes Gesamtwerk mit dem Österreichischen Würdigungspreis für Kinder- und Jugendliteratur ausgezeichnet wurde. Sie hat sich auf diesen Lorbeeren nicht ausgerastet, und wie wir sie kennen, wird sie sich auch weiterhin nicht ausrasten. Wieder davor liegt, um einige weitere herausragende Werke zu nennen, ihr Kinderbuch *Das Vamperl* und wieder einige Jahre zuvor *Johanna*, wohl eines der meist genannten Jugendbücher der gesamten Jahrhunderthälfte, das sich wohl auch in fast allen Schulbibliotheken in Klassenstärke findet, wozu kein Druck seitens irgendwelcher Institution nötig war. So kann man zurück gehen bis

ins Jahr 1969 (*Der Enkel des Löwenjägers*) und 1970 (*Ülkü, das fremde Mädchen*), also bis in die Zeit des vielzitierten und stürmerisch drängenden Paradigmenwechsels, und davon ausgehen, dass Renate Welsh, damals knapp über dreißig, gleich mit ihren ersten Werken zu diesem Paradigmenwechsel auch in Österreich sehr erheblich beigetragen hat.

Zwischendurch entstand immer wieder auch Literatur für erwachsene Leser, die über ihre Sturm und Drang-Zeit hinaus sind, wie etwa *Das Lufthaus*, und in diesem Zusammenhang ist, wieder (fast) in die Gegenwart zurückkehrend, zu erwähnen, dass Renate Welsh Anfang März 2006 mit 90 Prozent der Stimmen als Nachfolgerin von Milo Dor zur Präsidentin der IG Autorinnen und Autoren gewählt wurde.

Die ÖG-KJLF veranstaltet zusammen mit dem Fachdidaktischen Zentrum Deutsch der Universität Wien eine Festvorlesung im Kleinen Festsaal der Universität, die in diesem Heft wiedergegeben ist und begleitet wird von Grußadressen aus mehreren Universitäten im In- und Ausland sowie aus verschiedenen Kinder- und Jugendbuchinstitutionen. Ergänzt wird dieser rhetorische Blumenstrauß durch eine essayistische Interpretation des Romans *Dieda oder Das fremde Kind*. Zwei kurze Ausblicke in die internationale Rezeption bilden den Abschluss dieses Heftes. Die Veranstaltung und das Sonderheft sollen zum einen den Stellenwert der Kinder- und Jugendliteratur als Beitrag zum gesamtulturellen Geschehen eines, unseres Landes unterstreichen und zum anderen Kinder- und Jugendliteratur als Thema universitärer Forschung und Lehre einem größeren Publikum erkennbar machen. Mit herzlichsten Grüßen und Wünschen an Renate Welsh.

Ernst Seibert

Renate Welsh Das Leben buchstabieren

Als ich Frau Dr. Lexes Einladung annahm, wusste ich noch nicht, auf was für eine Reise ich mich da einließ, auf wie viele Schwierigkeiten ich dabei stoßen und wie sehr ich mir selbst im Weg stehen würde. Meine jüngste Schwester, bei der ich mich beklagte, sagte herzlos: Sag's doch ab, wenn Du nicht willst. Das wiederum wollte ich nun auch wieder nicht. Es freut mich doch, wenn ich gefragt werde, nur... Immer dieses „Ja, aber...“. Dabei heißt es doch „Deine Rede sei ja, ja, nein, nein“.

Ich könnte nicht einmal schlüssig sagen, was ich unter Literatur verstehe. Ziemlich bestürzend für eine, die sich übers Schreiben definiert. Nach einigem Suchen schien mir, dass es offenbar keine allgemein gültige Definition gibt. Das machte mir Mut. Vielleicht ist es mit der Literatur wie mit der Liebe und anderen großen Worten, an denen alle Definitionsversuche scheitern, weil sie immer zu kurz greifen.

Ich rette mich oft ins Wörtlich-Nehmen. Litera, Buchstaben. Zu Buchstaben hatte ich früh eine enge Beziehung, die wie so viele andere mit Staunen und Verwirrung begann. Ein Brezel über der Bäckerei überraschte mich natürlich nicht, aber warum stand auch über der Buchhandlung und über der Bank ein Brezel?

Ich rätselte hin und her, bis ich endlich mit der ganzen Logik einer Vierjährigen schloss, es müsse sich um das handeln, was Bäckerei, Buchhandlung und Bank gemeinsam hatten. Damit war ich die Besitzerin meines ersten Buchstabens. Möglich, dass dabei eine Rolle spielte, wie vollbusig und weich das B daherkam; für ein kleines Mädchen, das die Mutter vor kurzem verloren hatte, musste das tröstlich sein. Ich begann Buchstaben zu sammeln, und zwar mit einer Leidenschaft, die vermutlich noch angestachelt wurde durch Bremsmanöver wie: „Das lernst du schon, wenn du in die Schule gehst.“ Vaters Patientinnen waren leichter ansprechbar als die

Mitglieder meiner Familie, sie lächelten und nannten mich ein kluges Kind, das hörte ich gern. Sonst brachte ich alle Fragen zu meinem Großvater, der jede annahm wie ein Geschenk. Nur nach meiner toten Mutter fragte ich ihn nicht; sobald von ihr die Rede war, verfiel sein Gesicht, das tat weh. Was mich daran hinderte, ihn nach unbekanntem Buchstaben zu fragen, weiß ich nicht.

Jedenfalls hatte ich bald das ganze Alphabet beisammen, aber undurchsichtig wie die Beziehungen zwischen den Erwachsenen waren auch die zwischen den Buchstaben. Dass das S nicht nur aussah, sondern auch hisste wie eine Schlange, war logisch, aber wieso war es im weichen Sch nicht mehr zu hören? Als ich anfang zu sammeln, hatte ich geglaubt, wenn man erst die Buchstaben kannte, könnte man alle Rätsel lösen, und nun entdeckte ich ständig neue Probleme, besonders wenn ich in einem fremden Stiegenhaus auf meinen Vater wartete und die Anschläge auf dem Schwarzen Brett zu lesen versuchte. Da hatte ich endlich das Geheimnis des Sch geknackt und glaubte, das ch würde quasi mit allen Schmutdelkindern spielen – was uns leider verboten war. Wie könnte chk klingen, kamen doch ch und k beide irgendwie rau tief aus der Kehle? Und dann ging es nicht um eine Beschwörungsformel, sondern nur ums Teppichklopfen, das zwischen 20 und 6 Uhr verboten war. Offenbar konnte man auch mit dem ganzen ABC im Kopf nicht Antwort auf alle drängenden Fragen finden. Das änderte nichts an meiner Begeisterung für die Buchstaben, die für mich durchaus ein Eigenleben hatten. Manche liebte ich, das A und das O vor allen anderen, K und F mochte ich nicht so gern, die schienen mir ständig bereit loszuschlagen. Noch heute kommt es vor, dass ich im Traum Buchstaben einfangen will, die wie Fliegen in der Gegend herumschwirren.

Im *Kleinen Peter in der Katzenstadt*, den ich mir auch noch vorlesen ließ, als ich ihn längst auswendig konnte, suchte ich bekannte Wörter. Hier musste ich feststellen, dass s und ch ihre Verbindung gelöst hatten und aus dem Häuschen (das sich auf täuschen gereimt

hätte) ein Häus-chen geworden war, in dem vielleicht ein Mäuschen herumwuselte. Buchstaben taten sich zusammen, trennten sich, vielleicht starben sie sogar. Tod und Sterben war immer gegenwärtig in meinen Gedanken, wie ja auch der Weg zum Friedhof der häufigste Spaziergang mit den Großeltern war.

Ich war nach wie vor überzeugt, dass die Antwort auf alle Fragen in Büchern versteckt war, nur brauchte man einen Schlüssel dafür, und ich hegte den Verdacht, dass dieser Schlüssel womöglich verloren gegangen war, irgendwo im Nirgendwo dieser riesigen unverständlichen Welt. Vielleicht musste ich gerade deshalb lesen wie unter Zwang, ich las alles, was mir unter die Finger kam, hinter den Holzstößen im Schuppen, im Apfelbaum, zwischen den Liegestühlen im Salettl, immer heimlich. Ich las die Zeitung, las Kochbücher, las das zerfledderte ägyptische Traumbuch, das unser letztes Dienstmädchen vergessen hatte, las bald auch in Fraktur gesetzte uralte Schulbücher, die ich auf dem Dachboden gefunden hatte, die muffig rochen und deren Seiten beim Umblättern zerbröselten. Ich erinnere mich, wie ich die winzigen Papierflocken wegblies und Herzklopfen bekam, weil sie genau so golden schimmerten wie die Staubkörnchen in dem Sonnenstrahl, der durch die Dachluke fiel.

Zwei einschneidende Erlebnisse prägten nicht nur meine Kindheit, sondern wahrscheinlich auch meine ganze spätere Entwicklung und insbesondere meinen Weg zur Schriftstellerin. Das erste war der Tod meiner Mutter an einem Gehirntumor im September 1942. Ich war überzeugt davon, an ihrem Tod zumindest mitschuldig zu sein. Seit ich denken konnte, hatte ich immer wieder gehört: „Bitte sei leise, Mami hat Kopfweg.“ Offenbar war ich nicht leise genug gewesen und nun war das Ding in ihrem Kopf geplatzt und ich war eine Mörderin. Das schreckliche Gefühl der Schuld mischte sich mit Selbstmitleid, ich war ja auch eine arme Waise, genau genommen nur eine Halbwaise, aber mein Papa liebte sowieso seine Patientinnen mehr als mich.

Auch das zweite ist in meinem Gedächtnis unlösbar mit Mutters Tod verbunden. Alle weinten bei ihrem Begräbnis, aber Hanka, ihre polnische Kusine, weinte anders als die anderen, sie drückte mich auch anders an sich, als ob sie nie wieder loslassen würde. Als wir nach dem Begräbnis nach Hause kamen, wurde ich ins Kinderzimmer geschickt, verkroch mich aber wie so oft unter dem Esstisch. Im Schutz des bis zum Boden herabhängenden Tischtuchs konnte mich niemand sehen, ich hockte mit meinem Teddy in einem der vier „Zimmer“ zwischen den Tischbeinen. Ich verstand nicht viel von dem, was die Erwachsenen sprachen, es kamen zu viele unbekannte Wörter vor. Plötzlich fing Tante Hanka an zu reden, ich hob das Tischtuch ein wenig an, um zu sehen, ob es wirklich sie war, die so seltsam abgehackt und tonlos sprach. Soldat, Jüdin, Baby, Hausmauer, Blut, Gehirn. Das Bild brannte sich in meinem Kopf fest. Die Soldaten im Gleichschritt, einer schert aus, reißt einer Frau ihr Baby aus dem Arm, packt es an den Füßchen, zerschmettert den Kopf an einer Hausmauer. Blut spritzt und weißes Gehirn.

Auf einem der Instrumentenschränke in Vaters Ordinationszimmer stand ein Glasbehälter mit einem Gehirn in Formaldehyd, das ich oft mit einer Mischung aus Furcht und Faszination betrachtet hatte. Hirn. Spritzt.

Das ist nichts für Kinder. Das ist ganz gewiss nichts für Kinder. In den Monaten vor Mutters Tod hatte ich oft genug erlebt, wie verstört und traurig die Erwachsenen wurden, wenn ich etwas gehört hatte, das nichts für Kinder war, also rührte ich mich nicht. Nach einer Weile musste ich ganz dringend pinkeln, die Erinnerung setzt aus, als es mir warm über die Beine rinnt.

Von da an konnte ich keinem Mann die Hand geben, ohne zu überlegen, ob das auch einer war, dem Babyhirn und Babyblut an den Händen klebte. Nichts auf der Welt konnte das abwaschen.

Wenn später jemand sagte, wir hätten doch nichts gewusst, gar nichts wissen können, sehe ich die Szene vor mir, als wäre ich selbst in Przemysl gewesen und hätte nicht nur unterm Tisch in

Ober St. Veit davon gehört. Ich habe einige Male versucht, über diese Erfahrung zu schreiben, und bin jedes Mal daran gescheitert. Jedenfalls war nach jenem Nachmittag unter dem Esszimmertisch nichts mehr wie zuvor.

Es widerstrebt mir, immer wieder erklären zu müssen, warum ich glaube, dass nicht nur Menschen meiner Generation, die Krieg und Nachkriegszeit noch als Kinder erlebt haben, sondern auch unsere Kinder und Enkelkinder eine besondere Verantwortung zu tragen haben, wo es um Menschenwürde und Menschenrechte, um die Abwehr von Rassismus in all seinen vielfältigen Ausprägungen geht. Ich bin es leid, offen oder auch versteckt masochistischer Neigungen geziehen zu werden, wenn ich sage, dass es widersinnig ist, einen Schlussstrich unter die Geschichte zu fordern. Wer hätte das Recht zu verzeihen? Doch nur die, denen Gewalt, denen Unrecht angetan wurde. Ist es überhaupt möglich zu verzeihen, was einem anderen angetan wurde? Wir sind dazu verpflichtet, die Last der Erinnerung mit zu tragen, damit die Opfer nicht noch nach ihrem Tod ein zweites Mal und jetzt endgültig ausgelöscht werden, und wachsam zu sein, wo neue menschenverachtende Ideen sich wie Seuchen auszubreiten drohen. Was zunächst wie ein harmloses Lagerfeuer aussieht, kann leicht einen Flächenbrand auslösen.

Vielleicht hängt die Schwierigkeit des Schreibens auch damit zusammen, dass die Perspektive des vierjährigen Mädchens so schwer durchzuhalten ist. Ich erinnere mich genau, dass sie sich verstecken musste, weil sie überall im Weg und ohnehin schuldig war, ich erinnere mich an den Kaffeeduft im Zimmer, die Schritte, die anders klangen als sonst, das leise Klirren der Tassen, den leicht säuerlichen Geruch meines Teddys, an dem ich zu oft gelutscht hatte, Tante Hankas leise Stimme, die wie Rosenkranzbeten klingt, und plötzlich diese furchtbaren Wörter. Das alles ist gegenwärtig, aber ich kann es nicht erleben wie damals, ich weiß zu viel von den Morden, den Grausamkeiten, der unerschütterlichen Gewissheit der Mörder, im Recht zu sein. Diesen Hintergrund kann ich nicht weg-

denken, nicht wegretouchieren, und deshalb bleibt jeder Versuch, die Perspektive der Vierjährigen unverfälscht zu schreiben, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Ihre Verstörung, ihr Nichtverstehen, sind anders als meine. Jedenfalls mussten viele Jahre vergehen, bevor ich auch nur versuchen konnte, über das Kind zu schreiben, das ich einmal war. In fremden Schuhen zu gehen, dachte ich lange Zeit, fiel mir sehr viel leichter als in meinen eigenen, da war die Gefahr zu stolpern nicht so groß. Ich als eine andere, das ist mehr als die Verkleidungsspiele, an denen Kinder ihren Spaß haben, und doch wieder sehr verwandt, denn auch beim „Maschkerara“ zieht man nicht nur ein anderes Gewand an, sondern auch eine andere Geschichte, eine andere Persönlichkeit, die natürlich nur eine Erweiterung, vielleicht Vergrößerung vorhandener Charakteristik sein kann. Es geht um das alte „Was wäre wenn ...“, also ein Ausprobieren von Möglichkeiten, ein Anrennen an Grenzen.

Ich schreibe über mich, wenn ich über andere schreibe, aber wenn ich über mich schreibe, schreibe ich über eine, die es so nie gegeben hat. Und zwar gerade dann, wenn ich mich am meisten bemühe, die Wahrheit zu schreiben und nichts als die Wahrheit. Meine Wahr-Nehmung von heute ist eben eine andere als meine Wahr-Nehmung von gestern, und erst die von vor-vorgestern ... Dieses Dilemma lässt sich nicht auflösen.

Ich bin an allem schuld – was für eine ungeheure Last, und gleichzeitig welche Selbstüberschätzung! Kleine Kinder halten die Hände vor die Augen und werden dadurch unsichtbar, löschen oft auch die Welt aus. Nehmen sie die Finger weg, ist die Welt wieder da. Absolute Macht und völlige Ohnmacht gleichzeitig, einander bedingend, aber auch auflösend. Ohne Macht kann es keine Schuld geben. Gilt dann auch umgekehrt: ohne Schuld keine Macht?

Das Kind, das wir einmal waren und immer noch in uns herumschleppen, ist unersättlich in seinen Forderungen, gefräßig und völlig hemmungslos, wenn es wieder einmal dort Schläge austeilte, wo es am meisten weh tut, aber auch anschniegssam, warm und

weich. Es ist Feind und Verbündeter zugleich. Ich glaube nicht, dass Schreiben ohne dieses Kind möglich ist, – ganz bestimmt nicht Schreiben für Kinder – weil dieses Kind den Schlüssel zum Schatzhaus unserer eigenen Erfahrungen, der guten wie der bösen, in seinen Händen hält. So sehr es sich einmischt, so schwer ist es zu fassen und lässt sich überdies nicht gern in die Karten blicken. Wer glaubt, es durchschaut zu haben, hat jede Chance verspielt, es wirklich kennen zu lernen. Das gilt übrigens auch für Erwachsene, die meinen, ein heute lebendes Kind „in- und auswendig zu kennen.“ Wenn ich das höre, kribbelt es in mir vor lauter Aggression. Aber zurück zu dem Kind, das ich einmal war, mit ihm beginnt ja alles und bestimmt nicht nur, weil ich viel für Kinder geschrieben habe. Ich war fünf, als wir nach Aussee übersiedelten, nicht wie früher von Mai bis Oktober, sondern für das ganze Jahr. Eingekeilt zwischen meiner Stiefmutter, ihren Eltern und Schwestern, Nichten und Neffen in einem Häuschen, das eben gerade noch groß genug war für eine kleine Familie, war ich das ältere von den zwei Kindern, die „die arme Ilse mit heiraten musste“, verstört, fremd, neidisch auf die Kinder der Schwestern meiner Stiefmutter, die im Gegensatz zu mir dazugehörten, gleichzeitig mein Anderssein betonend, ständig aneckend. Wenn ich den Mund aufmachte, war ich frech, wenn ich schwieg, war ich verstockt. Mein Vater und meine Großeltern waren in Wien, dort fielen die Bomben. Wenn mir mein Vater schrieb, ermahnte er mich, brav zu sein und „Mutti nicht zu ärgern“. Sehr selten kam ein Brief von meinem geliebten Opapa, ich hatte den allmächtigen Vater meiner Stiefmutter in Verdacht, dass er seine Briefe vernichtete, weil ich wieder einmal schlimm gewesen war. Aber ich hatte das Buch mit den Andersen-Märchen, in das mein Großvater geschrieben hatte: „Meinem Renaterle zum Geburtstag“. Das Buch lag Nacht für Nacht unter meinem Kopfpolster. Wenn ich darin las, stellte ich mir vor, dass *mein* Opapa gerade jetzt in seinem roten Plüschsessel saß und dasselbe Märchen las. Das Buch wurde eine Brücke zu ihm, und wenn ich lange genug

über das traurige Schicksal des Kleinen Mädchens mit den Schwefelhölzern geweint hatte, wurde ich beinahe fröhlich.

Die Gänsemagd der Gebrüder Grimm ist mir im Gedächtnis geblieben, nur haben sich die Verse der wahren Braut und die des getöteten Pferdes vermischt. In meinem Kopf heißt es „O Falada, da du hangest/ o Jungfer Königin, da du gangest/ wenn das deine Mutter wüsste/das Herz tät ihr zerspringen.“ Es braucht wohl keine besondere analytische Begabung zu verstehen, warum ich dieses Märchen liebte.

Im Herbst 1945 kehrten wir nach Wien zurück, da gab es einen versperrten Bücherschrank, an dem einige der kleinen an den Rändern geschliffenen Gläser fehlten. Ich las alles, was ich erwischen konnte, die Reden Buddhas, *Also sprach Zarathustra*, einige Roseggergeschichten, die in meiner Erinnerung alle von unglücklicher Liebe zwischen dem Herrn Kaplan und der Frau Lehrerin handeln. Wenn der junge Kaplan in der Ober St. Veiter Kirche aus der Sakristei trat, war das allgemeine Aufseufzen jüngerer bis ältester Frauen nicht zu überhören, daher hatte ich das nötige Hintergrundwissen, um Rosegger mit Hingabe zu lesen. Goethes *Wahlverwandtschaften* hingegen hielt ich für ein Buch über Gartenbau und fand sie langweilig, aber ich war süchtig nach Lesen an sich und konnte kein Buch aus der Hand legen, auch wenn ich von der ersten bis zur letzten Seite gähnen musste.

Mein Großvater hatte bei unseren langen Spaziergängen Gedichte rezitiert, die er liebte, auch ganze Gesänge aus der Ilias, die er auswendig konnte. Ich verstand kein Wort, genoss aber den Klang, liebte es, wie seine Stimme Farbe und Tonlage veränderte, wenn er griechisch sprach. In der kurzen Zeit, die wir miteinander verbrachten, hat er mir unendlich viel geschenkt. In allem, was ich geschrieben habe, finde ich seine Spuren, aber immer erst im Nachhinein. Nach seinem Tod begann ich Gedichte zu lesen, am liebsten laut, sehr bald auch selbst Gedichte zu schreiben, wobei mir die Reime das Wichtigste waren. Als Jugendliche verbrannte

ich diese Gedichte feierlich und ein wenig traurig im Hof, was mir eine ernste Rüge von unserer strengen Hausmeisterin eintrug. Sie war eine besonders wichtige Persönlichkeit in unserem Haus, sogar mein Vater hatte Respekt vor ihr. Wenn sie schimpfte: „Dr. Norbert, mit diese dreckige Schuh trampeln sie nicht in mein frisch gewaschenes Stiegenhaus“, legte er den Rückwärtsgang ein und putzte sich lange und ausführlich die Schuhe an der Matte ab. Sie war ins Haus gekommen, als mein Vater und seine zwei Brüder noch studierten, und redete sie immer nur mit Vornamen und Titel an. Ihr verdanke ich einen Satz, der mich begleitet: „So gescheit du vielleicht bist, gibt es keinen Tepperten, von dem du nicht noch was lernen könntest.“

In der 3. Klasse Gymnasium lasen wir *Don Carlos* mit verteilten Rollen, da es an unserer Schule nur Mädchen gab, durfte ich Marquis Posa sein und schrieb daraufhin eine Ode an Schiller, wahrscheinlich in Dankbarkeit für den Satz: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit.“ Zum Glück erinnere ich mich an keine einzige Zeile aus diesem gut gemeinten Tribut. Kurz darauf wurde Rilkes *Stundenbuch* zu meinem ständigen Begleiter. Mit fünfzehn, als Austauschstudentin in Portland, Oregon, war ich entsetzt, dass meine Lehrerin in englischer Literatur, die auch außerhalb der Schulstunden lange Gespräche mit mir führte, Rilke nicht kannte. Da ich keine Übersetzung in der Stadtbibliothek fand, übersetzte ich das *Stundenbuch* und einen Teil der *Neuen Gedichte* für sie als Weihnachtsgeschenk. Im Nachhinein weiß ich, dass in unsere Gespräche über Bücher sehr viel von dem einfluss, worüber ich sonst nicht hätte reden können. Ich liebte die Gedichte der Theresa von Avila, suchte nach Antworten in allen Utopien, die ich in die Hände bekam, fühlte mich meinen Mitschülerinnen überlegen – ich hatte schließlich Nietzsche gelesen, dass ich ihn nicht verstanden hatte, wusste ich nicht. Gleichzeitig fühlte ich mich diesen selbstbewussten, sportlichen, vergnügten, schlagfertigen Amerikanerinnen hoffnungslos unterlegen. Ich war überzeugt davon, dass mein Platz im Kloster

wäre, und war böse auf meinen Vater, der darauf bestand, dass ich nach Wien zurückkomme und „eine richtige“ Matura mache. Ich glaube, mein Hauptproblem war wohl, dass ich mich immer nur wie auf Bewährung fühlte, da wie dort nie eine fraglose Zugehörigkeit erlebte, immer nur schwankend wie auf einem Bein stehen konnte und mich danach sehnte, in einer Familie, einer Gruppe, einer Gemeinschaft, einer Stadt, einer Überzeugung geborgen zu sein. Die Fremdheit war weniger beschwerlich, wenn ich nicht dort war, wo ich zu Hause sein sollte. Fremdsein unter denen, von denen eine, einer weiß, dass sie die ihrigen, die seinigen sein sollten, ist anderes als Fremdsein unter Fremden. Manchmal denke ich, dass darin der tiefste Grund für jedes Fernweh liegt, das ja nicht die Sehnsucht nach einem bestimmten Ort ist, sondern die nach jenem Nicht-Ort, wo man daheim sein könnte, der sich aber immer entzieht. Dorthin, „wo du nicht bist.“

Statt nach Amerika und ins Kloster zu gehen, heiratete ich mit neunzehn einen Studenten, bekam mit zwanzig meinen ersten Sohn, gab das Studium auf, weil ich dumm genug war zu glauben, dass ein Abschluss für eine Frau nicht so wichtig war. Ich arbeitete am British Council, wusch Windeln, bemühte mich vergeblich, den Kriterien zu genügen, die ich eigentlich ablehnte, war hoffnungslos überfordert und hielt mich für einen Versager. An die weibliche Form dachte ich damals noch nicht. Am späten Abend und in der Mittagspause machte ich Übersetzungen. 15 Monate nach dem ersten wurde mein zweiter Sohn geboren. Nun hatte ich zwei Kinder und war noch immer keine richtige Mutter, jedenfalls nicht das, was ich unter einer richtigen Mutter verstand. Geprägt von den verschwommenen Vignetten der schemenhaften Erinnerung an meine Mutter und dem Heiligenschein, den sie in den Erzählungen aller trug, die sie gekannt hatten, war mein Mutterbild unerreikbaar, ich konnte ihm in keiner Weise genügen. Ich glaubte zum Beispiel wirklich, dass eine richtige Mutter immer wüsste, was ihr Kind gerade brauchte, aber da stand ich mit einem weinenden

Säugling im Arm, den ich gewickelt und gestillt hatte, und wusste nicht, was ihm fehlte.

Zwei Jahre später war ich gezwungen, eine Pause einzulegen und hatte als Nebeneffekt endlich wieder Zeit zu lesen. Mein Vater schenkte mir *Das Prinzip Hoffnung* von Ernst Bloch, Gershom Sholems *Jüdische Mystik*, eine nicht ganz komplette Ausgabe der *Fackel* und anderes aus seinen Beständen und war meist absolut nicht einverstanden mit meiner Interpretation und noch weniger mit meinen Schlussfolgerungen aus dieser Lektüre. Vielleicht ist es eine der größten Stärken jeder Literatur, dass sie Anlass zu Debatten gibt, an denen sich das Urteilsvermögen schärfen kann. Ich führte lange Gespräche mit den Autoren, die ich las, machte sie mir wohl auch zu Verbündeten auf dem schwierigen Weg aus dem langen Schatten meines Vaters.

Bücher waren Lebensmittel im buchstäblichsten Sinn des Wortes, manchmal vielleicht Ersatz für Leben, öfter Möglichkeiten, Leben auszuprobieren, weil ich damals noch weniger als heute distanzierend lesen konnte, sie waren Anregung und Reibebaum, verstörten mich oft, aber auf eine Art, die mich nicht allein ließ.

Da ich demnächst meinen siebzigsten Geburtstag feiern werde und damit zweifellos zu den Alten zähle, egal, wie ich mich gerade fühle, darf ich auch alt-modisch sein, selbst wenn ich nie modisch war. Ich glaube hartnäckig daran, dass Literatur eine Aufgabe und auch eine Wirkung hat, natürlich keine linear-unmittelbare, was ich übrigens für eine ihrer Stärken halte. Ich bin überzeugt, dass ein Buch jedes Mal neu geschaffen wird, wenn ein Mensch es liest und sich wirklich darauf einlässt. Wolfgang Iser schrieb den schönen Satz: „Lesen ist nicht nur eine Erfahrung mit dem Text, sondern auch mit uns selbst“. Ich glaube, dass das nicht nur dann gilt, wenn wir uns lesend mit einem Protagonisten identifizieren, sondern auch dann, wenn unsere Gedanken von einem Text angeregt ungewohnte Wege gehen, vielleicht sogar Rösselsprünge versuchen und

auf alte Sicherheiten verzichten, also das Wagnis eingehen, eine Frage von Grund auf neu zu betrachten.

Gerade weil ihre Wirkung nicht berechnet werden kann, weil wir in vielen Fällen nicht einmal wissen, ob es ein einzelner Satz ist, der da Seitentriebe schießen lässt oder vielleicht eine Haltung, die gar nicht *expressis verbis* ausgedrückt ist, sondern als Grundmuster einen Text prägt und eigene Erinnerungen des Lesers oder der Leserin heimlich zu ordnen beginnt, bis im Gewirr der eigenen Wahrnehmungen ein roter Faden sichtbar wird, vielleicht sogar jener, der aus zufällig zusammengewürfelten Bruchstücken ein Ganzes macht.

Wir sehen nur, was wir wissen, also einordnen können in die Gesamtheit unserer Erfahrungen, das gilt natürlich ebenso für alle anderen Sinne. Musik, mit der ich absolut nichts anfangen konnte, die ich sogar widerwärtig fand, hat oft beim dritten oder vierten Hören plötzlich Gestalt angenommen und mich gepackt, war zumindest interessant für mich. Auch in der Literatur können wir nur das wahrnehmen, was andocken kann an einer noch so vagen eigenen Erinnerung, also ein Häkchen zum Anhalten findet. Die Verbindung zwischen dem Häkchen und dem Text kann sehr weit hergeholt und auch für die Leserin oder den Leser völlig unverständlich sein, aber es muss sie geben. Manchmal denke ich, dass gerade das auf den ersten und sogar noch auf den dritten Blick völlig Unähnliche helfen kann, zurückzutreten und mit der nötigen Distanz klar zu sehen, wie es auch Schleusen öffnen kann. Bei Paracelsus heißt es *similia curant similia*, was die Wirkung von Literatur betrifft, können *dissimilia* ebenso hilfreich sein. Ich erinnere mich zum Beispiel an den Brief eines Mädchens, die mir schrieb, sie hätte eines meiner Bücher (ich weiß nicht mehr welches) so besonders gut gefunden, „weil es da genau so ist wie bei uns zu Hause“, worauf sie ausführlich von ihrer Familie erzählte, die kaum unähnlicher hätte sein können. Es sind also nicht die Tatsachen, sondern die Reaktionen darauf, die die Häkchen geschmiedet haben, nicht das,

was dem Einzelnen, der Einzelnen, widerfahren ist, sondern vielmehr das, was er oder sie als Erfahrung daraus mitgenommen und gespeichert hat. Ich weiß nicht, was wirkt, ich weiß nicht, wie es wirkt, aber ich bin ganz sicher, dass es wirkt, und daraus entsteht ein gewaltiges Maß an Verantwortung für den Autor, die Autorin.

Diese Verantwortung macht mir manchmal Angst, besonders wenn Leserinnen (viel seltener Leser) einen Satz aus einem meiner Bücher zitieren, der für sie wichtig wurde und der – aus dem Zusammenhang gerissen – dasteht, als hielte er sich selbst für bedeutend, richtungweisend. Dann sage ich mir, wer liest, ist doch (auch) auf der Suche nach Sinn, nach Verstehen, nach Form, die zusammenhält, was zu zerrieben droht. Aufgeladen mit der Bedeutung dieser Suche kann Glimmer wohl genau so hell glitzern wie Gold, vielleicht wird er sogar zu Gold im Brennglas dieser Sehnsucht. Schon Proust hatte festgestellt: „In Wirklichkeit ist jeder Leser, wenn er liest, nur ein Leser seiner selbst.“ Es ließe sich vielleicht sogar behaupten, dass die Verantwortung, von der ich sprach, durchaus geteilt ist, schließlich wählt die Leserin, worauf sie sich einlassen will (sich lesend einzulassen ist ein freiwilliger Prozess, anders als das verordnete Lesen, das möglicherweise die Distanz zwischen Buch und lesendem Menschen vergrößert, aber doch auch, wenn es zur richtigen Zeit geschieht, unversehens freiwillig werden kann). Ich weiß nur nicht, ob das einer der Fälle ist, wo Teilen halbiert, wie das angeblich beim Leid der Fall ist, oder einer, wo Teilen verdoppelt, wie es das mit der Freude tut.

Wenn mir die Verantwortung allzu bedrohlich erscheint, setze ich meine Hoffnung in die Leerstellen eines jeden Textes, wissend, dass dort auch die Gefahr wohnt. Es lässt sich ja auch jede Absicht eines Autors in ihr Gegenteil verkehren, fürchte ich. Bösen Willen vorausgesetzt könnte es sogar möglich sein, aus den *Letzten Tagen der Menschheit* Stoff für lustbesetzte Gewaltphantasien zu beziehen.

Die *Letzten Tage der Menschheit* wurden durch die grandiose Hörspielversion in Ö 1 wieder in den Vordergrund meines Bewusst-

seins geschoben. Immer wieder fragte ich mich beim Zuhören, wie Karl Kraus die vielleicht noch widersprüchlicheren Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs, vor allem die, gegen die sich unsere Vorstellungskraft sträubt, in einem Kaleidoskop eingefangen hätte. Gerade weil er auf den Anspruch, die Dinge zu ordnen, souverän verzichtet hat, wären seine *Letzten Tage* möglicherweise ein Modell, wie man den genauen Blick auf Einzelschicksale und die unlösbaren Verstrickungen in einem Ganzen vereinbaren kann. Gerade weil jede Einzelszene so isoliert und unfertig in der Luft hängt verweist eine jede auf unzählige andere, und nicht nur die, die Karl Kraus letztlich aufgeschrieben hat, sondern auch auf alle jene, die keinen Platz in irgendeiner Chronik, vielleicht nicht einmal in eines einzigen Menschen Erinnerung gefunden haben.

Ich glaube, dass Karl Kraus in diesem Werk das Potential der Leerstellen exemplarisch eingesetzt hat. Gerade weil die einzelnen Szenen Fragmente bleiben, ergeben sie in der Summe ein verstörendes Ganzes und verhindern, Geschichte nur aus dem Blickwinkel eines Einzelschicksals zu sehen. Mir ist bewusst, dass ich mich hier auf gefährliches Terrain begeben. Einerseits bin ich überzeugt, dass der Blick auf die einzelnen Menschen den einzigen Schutz vor der nar kotisierenden Wirkung der unvorstellbar großen Zahlen bedeutet, andererseits glaube ich, dass wir neben dem individuellen Schicksal immer auch das der anderen mitdenken und mitfühlen müssen, wenn wir uns nicht in trügerischen Sicherheiten suhlen und damit neuen Gefahren breite Eintrittsschleusen öffnen wollen.

Das „Volk“, was immer man darunter verstand, wurde viel zu oft als Rechtfertigung dessen missbraucht, was man den Feinden antat, es galt als Wert an sich, wurde aber gleichzeitig in seinen einzelnen Vertretern misshandelt und verachtet. Während ich noch darüber nachdachte, las ich einen Zeitungsartikel über einen englischen Soldaten, der an einem schweren shell shock litt und als Feigling füseliert wurde, und über den sechs Jahrzehnte langen Kampf seiner Tochter um seine Ehrenrettung. Die Tochter war über neunzig,

als sie die „Genugtuung“ hatte, dabei zu sein, wie sein Name in die Tafel am Kriegerdenkmal seiner Heimatgemeinde gemeißelt wurde. Es waren also nicht nur österreichische Offiziere und Unteroffiziere, die gar nicht auf die Idee kamen, dass es sogar in diesem zusammengesetzten Wort „Menschenmaterial“ (das ich furchtbar finde) um Menschen und nicht um Material gehen muss. Wie weit ist es von da zum Mord an Kindern, zu Kindersoldaten, zum Einsatz von Menschen als lebende Bomben? Wer ein Menschenleben rettet, rettet die Welt, heißt es. Müsste da nicht ebenso gelten: Wer ein Menschenleben vernichtet, vernichtet die Welt, oder wenigstens *eine* Welt, beschwört jedenfalls den Weltuntergang herauf? Immer dann, wenn den Einzelnen suggeriert wurde, sie seien – im Gegensatz zu *Jenen* – wertvoll, besonders, mit anderen Rechten und Fähigkeiten ausgestattet, nun müssten sie sich nur mit vollem Einverständnis dem jeweiligen Herrscher (der mittlerweile nicht unbedingt eine physische Person sein muss) unterordnen, wurden sie sehr schnell ebenso behandelt wie *Jene*, deren Ausgrenzung sie ihren Sonderstatus zu verdanken glaubten. Als Ganzes seid ihr wichtig, wird suggeriert, und gleichzeitig dem Individuum der Selbstwert abgesprochen. Über kurz oder lang hat sich noch jede Diktatur gegen das eigene Volk gerichtet. Menschenrechte sind nicht teilbar, werden sie einem, einer verweigert, sind alle in Gefahr, sie zu verlieren. Deshalb müssen wir wachsam sein, aus reinem Egoismus. Einen Indikator, dass die Menschenrechte in Gefahr sind, bietet übrigens der inflationäre Gebrauch der „großen Worte“ durch die Verwalter der Macht. Je vollmundiger sie von Werten reden und schreiben, umso lauter sollten die Alarmglocken schrillen. In Büchern können die Ausgegrenzten ein Gesicht bekommen, zu Individuen werden.

Ich habe viel vom Lesen gesprochen. Lesen und Schreiben lassen sich nicht trennen, ebenso wenig, wie Lesen und Leben sich trennen lässt, wenn man sich einmal aufs Lesen wirklich eingelassen hat.

Wenn ich die Spuren meines Schreibens verfolgen will, so komme ich unweigerlich zu der Schule des Zuhörens, die für mich besonders wichtig war. Nach der Rückkehr aus Aussee wurde ich zu Vaters „Laufburschen“. Wenn er von seinen Hausbesuchen zurückkam, klingelte er in die Wohnung hinauf und übergab mir die Rezepte für Patienten, öfter noch für Patientinnen, die niemanden hatten, der ihnen die Medikamente aus der Apotheke holen konnte. Das waren meist alte Frauen, die jenseits der Wien auf Zimmer-Kuchl, wenn's hoch kam mit einem Kabinett dazu, in Zinskasernen wohnten, wo es noch im dritten Stock nach Schimmel und Keller roch und der Verputz abblätterte, aber auch ebenso alte Frauen in ehemals herrschaftlichen Villen oben auf den Wienerwaldhügeln, die sich mit ihren kleinen Pensionen die Dachreparatur nicht leisten konnten und den Regen in Töpfen und Schüsseln auffingen, über die sie regelmäßig stolperten und sich nasse Füße holten. Ich saß dann in fremden Küchen oder Wohnzimmern, genoss es, dass sich die Frauen freuten, wenn ich sie besuchte, und dass sie mit mir redeten wie von Gleich zu Gleich. Ich fand spannend, was sie erzählten, und sie gaben mir das Gefühl, für sie wichtig zu sein. Ganz besonders befriedigend war es, wenn mein Vater nebenher erwähnte, Frau Sowieso mache ihm Sorgen, und ich ihm sagen konnte, die sei doch so traurig, weil sie seit Wochen nichts von ihrem Sohn gehört hatte. Manchmal schüttelte er den Kopf und fragte, warum sie ihm das nicht selbst erzählte. Ich wusste schon mit acht Jahren, dass er keine Antwort erwartete. „Du kannst so gut zuhören“, sagte die eine oder andere, und ich platzte fast vor heimlichem Stolz.

Übers Zuhören lernte ich recherchieren, und das wurde immer wichtiger, nicht nur im direkten Zusammenhang mit dem Schreiben, sondern auch darüber hinaus. Manche von Ihnen werden die Vorgeschichte von *Johanna* kennen, ich hoffe, ich darf sie trotzdem erzählen, weil an ihr einige Aspekte klar werden, die bei anderen Büchern nicht so leicht fassbar sind, und weil ich dabei Er-

fahrungen sammelte, die auch in späteren Büchern Niederschlag fanden. 1965 kaufte mein Vater ein zweihundertfünfzig Jahre altes, völlig verwahrlostes Bauernhaus in der Nähe von Gloggnitz und schenkte es uns mit dem Auftrag, etwas daraus zu machen. Ich war völlig überfordert, nicht nur finanziell, ich hatte als Erwachsene nie auf dem Land gelebt, stellte mich furchtbar ungeschickt an, besonders wenn ich mich beobachtet fühlte. Nach kurzer Zeit nahm mir eine Nachbarin den Rechen aus der Hand. „Das ist keine nasse Windel, so müssen S’ den halten!“ Ich war dankbar für jeden Rat-schlag, außerdem machten es meine drei damals noch kleinen Söhne leichter, im Dorf akzeptiert zu werden. Von meiner Nachbarin lernte ich ein Gemüsebeet umstechen, Strudelteig ausziehen, die ungeschriebenen Gesetze des Dorfes beachten. Ich bemühte mich sehr, alles richtig zu machen, was natürlich nicht gelang, manchmal war ihr Spott kränkend, erst spät verstand ich, wie befriedigend es für sie gewesen sein muss zu sehen, dass eine angeblich gebildete Person so unfassbar blöd sein konnte. Ich bewunderte ihre Stärke, ihre Großzügigkeit, ihre Tüchtigkeit, lernte ihren klaren Blick auf Menschen und Verhältnisse schätzen, ihre selbstverständliche Hilfsbereitschaft, die Guten und Bösen gleichermaßen zu Gute kam, und natürlich ihre Buchteln, noch flaumiger als die meiner Großmutter gewesen waren. 1968 oder 69 begann sie zu erzählen, wie sie in das Dorf gekommen war als knapp vierzehnjähriges Mädchen, lediges Kind einer Bauernmagd, die ein lediges Kind einer Bauernmagd war, aufgewachsen bei Pflegeeltern im Burgenland und nun plötzlich in einer fremden Gegend bei fremden Menschen. Man hatte ihr versprochen, wenn sie dorthin gehe, wo ihre Mutter „zuständig war“, dann dürfe sie eine Lehre machen. Aber das Versprechen galt nicht, sie wurde dem „Armenrat“ als Dirn zugeteilt, auf ihren Protest sagte er nur: „Wo kämen wir da hin, wenn ledige Kinder schon was wollen dürften.“ Mehr als 25 Jahre, nachdem er gesprochen worden war, schmerzte sie dieser Satz immer noch wie eine Pfeilspitze, die unter der Haut stecken

geblieben ist und nach innen eitert. Mir ballte der Satz die Fäuste, plötzlich verstand ich, warum diese Frau ihre Fenster öfter putzen musste als andere, nie anders als mit einer sauberen Schürze aus dem Haus gehen konnte, dass sie in jeder Hinsicht die Ordnung verkörpern musste, als Gegengewicht zur „Unordnung“ ihrer Herkunft. Ich ahnte, dass sie abgeschnitten war von ihrer eigenen Geschichte, die sie als Last im Nacken trug und zu verbergen suchte, als hätte sie Grund sich zu schämen. Da entstand der Wunsch, ihr die eigene Geschichte zurückzugeben als Besitz. Ich hatte natürlich keine Ahnung, wie viele Hürden bis zum ersten Satz überwunden werden mussten, im Nachhinein glaube ich, dass jede dieser Hürden auch für mich notwendig war.

Ich wusste so gut wie nichts über die Dreißigerjahre in Österreich und stellte bald fest, dass es sehr wenig Literatur darüber gab. Gerade dieser Zeitraum war ja tabuisiert, ausgeklammert aus dem gängigen Geschichtsbild. Bezog man den Austrofaschismus ein, wurde das bequeme Bild von Österreich als beklagenswertem erstem Opfer Hitlers rissig und die Frage nach Schuld und Verantwortung musste neu gestellt werden. Damals, in den späten Sechzigerjahren, war die Zeit noch nicht reif dafür. Ich las Zeitungen aus der Zeit, Autobiographien, Belletristik, Dissertationen, einfach alles, was ich finden konnte, führte viele Gespräche mit „Zeitzeugen“, lernte, dass auch Kochbücher Einblicke in Lebensgefühl und -umstände geben konnten. Zum Beispiel entdeckte ich ein *Kochbuch für die Arbeiterin* aus dem Jahr 1933, in dem 10 dkg Faschiertes (ein Päckchen von der Größe einer Semmel) als Sonntagsbraten für eine vierköpfige Familie empfohlen wurden. Am Montag sollten dann die Bratenreste auf den Tisch kommen! Kein Grund, sich Sorgen um die schlanke Linie zu machen, und doch fand ich auf einer Frauenseite der Arbeiterzeitung (!) aus der Zeit einen drei Spalten langen Artikel mit Diätvorschlägen! Wer hat da geschrieben und für wen? Mein Vater erzählte von tuberkulosekranken Kindern, denen die Mütter Hundsfett auf die Brust schmierten und

löffelweise als Medizin einflössten, von Babys, die statt in Windeln in Zeitungspapier gewickelt wurden, als er in den Dreißigerjahren den Turnus im Krankenhaus machte. Alte Frauen erzählten mir von allen Formen der Ausbeutung, inklusive sexueller, die sie als Dienstmädchen erlebt hatten. Ich begann Zusammenhänge zu sehen und hörte zur selben Zeit auf, jede Einzelheit sofort einordnen zu wollen. Es war mir klar, dass ich nicht nur im Kopf, sondern auch im Kreuz und in den Fingern wissen musste, wie sich der Alltag einer Magd anfühlte, also machte ich alle Arbeiten, von denen meine Nachbarin erzählt hatte. Ich begann mich in ihrer Geschichte zu Hause zu fühlen. Als ich sie dann fragte, ob ich über sie schreiben dürfe, schüttelte sie energisch den Kopf. „Eine, die da herkommt, wo Sie herkommen, kann nie verstehen, was mit einer ist, die da herkommt, wo ich herkomme“, sagte sie und verletzte mich damit mehr als sie wusste. Erst vor kurzem wurde mir klar, dass völlig gegensätzliche Bedingungen nach innen hin zu einem sehr kompliziert verdröselten Strang zusammenwachsen können: Ich lehnte es ab, über meine Herkunftsfamilie definiert zu werden, erlebte Familie ohnehin nur als Anspruch, dem ich nie genügen könnte und die bürgerliche Herkunft galt mir in den späten Sechzigerjahren auch noch als ein schwerer Makel und Hindernis auf dem Weg zum Schreiben. Wobei erschwerend dazukam, dass da unter einer von meiner Stiefmutter unter großer Mühe immer wieder gestopften Decke sehr viel Unordnung herrschte. Damals glaubte ich tatsächlich noch, dass andere Familien nicht so weit entfernt waren von dem Bild von sich, das sie glänzend poliert vor sich hertrugen. Ohne die Zustimmung meiner Nachbarin würde ich nie über sie schreiben, auch nicht in einer wie immer gearteten Verfremdung, das wäre mir als Verrat erschienen, also schluckte ich und versuchte mich damit zu trösten, dass ich immerhin eine Menge gelernt hatte.

Eines Tages kehrten meine Nachbarin und ich gleichzeitig die Straße, jede an ihrer eigenen Haus- und Gartenfront entlang, denn da-

mals gab es keine Straßenreinigung in unserem kleinen Dorf und das Kehren war eine Pflicht, der sich keine Frau entziehen konnte. Es war sehr kalt, und sie erzählte mir, dass sie als Jungdirn bis Allerheiligen barfuß Kühe hüten musste. Bei uns gibt es oft schon im Oktober Frost. Ich stellte mir den stechenden Schmerz in Fußsohlen und Zehen vor, stellte mir vor, wie das Mädchen auf einem Fuß stand und den anderen warm zu reiben versuchte. Dann ließ eine Kuh einen Fladen fallen, der dampfte in die kalte Luft. Natürlich würde das Mädchen in den Kuhfladen steigen, die Wärme zwischen den Zehen spüren, spüren, wie sie wieder beweglich wurden, wie der Schmerz nachließ. Ich schrieb zwei, drei Sätze auf einen Zettel, hatte offenbar doch nicht die Hoffnung aufgegeben, irgendwann ihre Einwilligung zu erhalten.

Später tranken meine Nachbarin und ich in meiner Küche Kaffee. Plötzlich lachte sie. Wenn ich wüsste, was sie beim Hüten gemacht hatten, würde ich nie die Füße mit ihr unter einen Tisch stellen, sagte sie, da würde mir ja grausen. Ich sprang auf, holte meinen Zettel, gab ihn ihr zu lesen.

„Wer hat mich da vertratscht?“, fragte sie.

„Niemand.“

„Woher wissen Sie's dann?“

„Es ist mir logisch vorgekommen.“

Sie lachte. Wenn ich so etwas logisch fände, dann dürfte ich auch ein Büchel schreiben über sie. Von dem Tag an brauchte ich keine Angst zu haben, dass sie eine Frage zudringlich finden könnte. Aber lesen wollte sie das Manuskript nicht. „Ich hab's ja leben müssen, was soll ich's da auch noch lesen?“

Nach dem Tod ihres Mannes sah ich sie mit dem Buch in der Hand in ihrem Hof sitzen. Ich bekam Herzklopfen. Eine Figur hatte ich erfunden, hatte sie aus dramaturgischen Gründen gebraucht, als Gegengewicht zu einer anderen. „Johanna“ – bleiben wir bei dem Namen, er passt weit besser zu ihr als der, auf den sie getauft wurde – blickte auf. „Von der N. hab ich dir doch gar nichts erzählt.“

Woher hast du das gewusst?“ Wir lachten beide.

Ich musste weit weg von mir gehen, um zu mir zu kommen. Jahrelang hatte ich geglaubt, ich müsste eine völlig neue literarische Form erfinden, und natürlich stellte sich immer dann, wenn ich meinte, ganz nahe dran zu sein, mit schöner Regelmäßigkeit heraus, dass meine großartige Entdeckung längst von anderen gemacht worden war. Damals wusste ich noch nicht, dass jede Generation das Rad neu erfinden muss, und war nur verzweifelt und überzeugt, aus mir wird nichts, kann gar nichts werden.

Woher hast du das gewusst. Dieser Satz ist die höchste Auszeichnung, die man sich beim stellvertretenden Schreiben verdienen kann, die Aufmunterung, die man braucht, um weiterzumachen. Natürlich schreibt man immer auch über sich selbst, wenn man über andere schreibt, Gott sei Dank ist es mir meist erst im Nachhinein bewusst, während des Schreibens weiß ich nur, dass ich sehr genau darauf achten muss, nicht zu viel Eigenes einzumischen, das aus meiner Erfahrungswelt stammt und nicht aus der der Protagonistin, dass ich auf Sätze verzichten muss, die allzu sehr nach mir „riechen“. Manchmal trauere ich um diese Sätze, auch weil ich es noch nie geschafft habe, sie in einem anderen Kontext unterzubringen. Meine schönsten Sätze hat also keine und keiner von Ihnen je zu Gesicht bekommen, und da ich sie endgültig gelöscht habe, kann ich mir einbilden, sie wären wirklich ganz besonders schön gewesen.

Gerade wenn ich über andere schreibe, ist es mir besonders wichtig, die richtigen Wörter zu finden. Es ist fast so, als gingen alle Türen zum Verstehen auf, wenn ich nur diese Zauberformel fände. Gleichzeitig wird immer fraglicher, ob es überhaupt möglich ist, etwas weitgehend sprachlos Erlebtes so in Worte zu fassen, dass es unverfälscht verstanden werden kann. Ich war noch nicht sechs Jahre alt, als mir dieses Problem zum ersten Mal zu schaffen machte. Auf dem Heimweg aus der Schule sah ich vor einer Brücke über die Traun eine Eberesche mit dunkelroten Beeren und dun-

kelgrünen Blättern vor einem dunkelblauen Himmel mit einer einzigen weißen Wolke darin. Die Sonne schien auf die Eberesche, das war so schön, dass ich stehenblieb und schaute, ganz lang. Plötzlich merkte ich, dass es schon spät sein musste, und dachte im selben Augenblick: wenn ich daheim erzähle, dass ich getrödelt habe, weil die Beeren so rot und die Blätter so grün waren und der Himmel so blau – wie kann ich wissen, dass sie das verstehen? Wie kann ich erfahren, ob sie dasselbe sehen wie ich, wenn sie rot sagen, ob sie vielleicht eine ganz andere Farbe sehen und nur gelernt haben, dass man die „rot“ nennt? Der Gedanke machte mich traurig und völlig stumm, als ich endlich heimkam.

Wie kann ich wirklich wissen, ob Ihr Rot nicht mein Grün ist? Das hat nichts mit Farbenblindheit im medizinischen Sinn zu tun. Ich glaube, dass manche Wörter einen Nachhall vom Klang der Stimme behalten haben, mit der wir sie zum ersten Mal gesprochen hörten, oder das Bild des Menschen, der sie in einer besonderen Situation sagte. Für mich gibt es Wörter, die sehr direkt mit einem bestimmten Menschen zusammenhängen, und das müssen keineswegs die „großen Wörter“, es können auch ganz alltägliche sein. Mit den großen Wörtern habe ich ohnehin Probleme, und gewiss nicht nur ich, weil sie bis zur Unkenntlichkeit überkrustet sind mit den Spuren des Missbrauchs, dem sie ausgesetzt waren. Manchmal denke ich, dass die Jüngeren nicht mehr ganz so verstört darauf reagieren, weil sie nicht den Klang der Nazilieder und der schweren Stiefel im Ohr haben. Es könnte ja sein, dass es irgendwann wieder möglich sein wird, Heimat ohne langwierige Erklärungen, Definitionen und Abgrenzungen zu sagen. Wahrscheinlich muss Heimat immer der Ort bleiben, wo noch keiner war, wie es bei Bloch heißt. Ich kann ganz sicher nirgends beheimatet sein, wo andere vor verschlossenen Türen stehen. Wer andere aussperrt, sperrt sich selbst ein, eine andere Möglichkeit gibt es nicht. In den letzten Wochen wurde das wieder einmal besonders deutlich. Ich hatte immer mehr das Gefühl, eingesperrt zu sein, weil andere ausgesperrt wur-

den, und die Luft zum Atmen wurde gleichzeitig dünner und drückender.

Was hat das mit dem Schreiben zu tun? Viel, denke ich. Nicht, dass wir etwa mit freundlichen Predigten gegen die Fremdenfeindlichkeit losziehen könnten, predigen ist gewiss nicht Aufgabe der Literatur – ganz abgesehen davon, dass es nur selten Erfolg hat, sonst müsste vieles sehr anders sein. Hirnforscher haben nachgewiesen, dass die Fähigkeit zur Empathie eine Voraussetzung für jede Form von Lernen, für die Entwicklung jeder Kultur und für soziales Verhalten ist. Ich bin überzeugt, dass Literatur mithelfen kann, dieses Talent zu entwickeln. Damit kann sie einen Beitrag dazu leisten, das Anderssein des anderen als Erweiterung und Gewinn an Vielfalt und Buntheit zu begrüßen, statt es als Angriff auf die eigene Identität zu fürchten. Auf diesem Weg kann es, glaube ich, auch möglich werden, die eigenen Widersprüche zu integrieren. Ein Selbstbild, dessen konstituierendes Merkmal ein Feindbild ist, verletzt nach innen und nach außen und vergiftet Individuen ebenso wie Gemeinschaften.

Es ist mir klar, dass ich den Vorwurf geradezu heraufbeschwöre, Literatur mit Heilserwartungen zu behängen. Dagegen kann ich eine eigene Erfahrung anführen. Jahre nach der *Johanna* wurde mir klar, dass ich meine Stiefmutter, der ich alles angelastet hatte, was ich an mir selbst unerträglich und lebensfeindlich fand, in einem anderen versöhnlicheren Licht sah. Weil ich so sicher war, in einem ganz und gar anderen Zusammenhang über einen völlig anderen Menschen zu schreiben, konnte ich eigene Verletzungen, eigene Wut zulassen und verarbeiten, das war nicht nur befreiend sondern auch der Beginn eines ganz neuen Verständnisses. In den letzten Jahren ihres Lebens haben wir gelernt, einander zu lieben, und zwar *trotz alledem*, was ja die Voraussetzung einer richtigen Liebe ist. Vielleicht noch überzeugender und ganz unmittelbar erlebe ich diesen Effekt in Schreibwerkstätten mit Menschen aller Altersstufen, die von ihrer Herkunft, Prägung, Bildung nicht ver-

schiedener sein könnten und die beim Vorlesen ihrer Texte ungläubig und glücklich ihren eigenen Reichtum bestaunen.

Bücher unterscheiden sich gerade dadurch vom Leben, dass in ihnen meist ein roter Faden sichtbar wird, den wir im Leben so oft vergeblich suchen. Das gibt ihnen ein Hoffnungspotential, unabhängig davon, ob dieses Ende das ist, das wir uns beim Lesen gewünscht hätten. Möglicherweise liegt es daran, dass wir lesend eine Folgerichtigkeit zu sehen glauben, die einem Bedürfnis nach Ordnung im Chaos entgegenkommt. Ich stelle immer wieder fest, wie naiv ich selbst reagiere, das zeigt sich am deutlichsten in der Oper. Ich weiß zum Beispiel auf den Takt genau, wann der Marquis Posa im *Don Carlos* erschossen wird. Aber wenn die Pistole losgeht, reißt es mich jedes Mal vom Sitz. Früher habe ich mich dafür geschämt, jetzt meine ich in Augenblicken, wo ich mich freundlich sehen kann, dass diese Naivität vielleicht ein intensiveres Erleben möglich macht.

Literatur kann Anwalt der Einzelnen sein, auf die hinweisen, die nicht einmal in ihren eigenen Augen etwas Besonderes sind, ihnen die Aufmerksamkeit geben, die jedem Menschen zusteht, die in den Mittelpunkt stellen, die selbst meinen, ihr Platz wäre am äußersten Rand. In meinen hoffnungsvollsten Momenten denke ich, ich könnte denen, über die ich schreibe und gleichzeitig denen, die diese Bücher lesen, einen Spiegel schenken, der ihnen endlich das Bild von sich zeigt, mit dem sie leben können und das es ihnen möglich macht, auch ihre Nächsten anzusehen mit dem übergenauren Blick, der zärtlich Möglichkeiten ahnt. Genauigkeit, davon bin ich überzeugt, muss nicht sezierend sein – das ist quasi eine niedrige Stufe der Genauigkeit – wenn sie weiter geht, kann sie mithelfen, ein Ganzes zu schaffen.

Noch einmal zu *Johanna*: Als meine andere Nachbarin im Dorf das Buch gelesen hatte, war sie empört: „Über die R. haben Sie geschrieben, und ich muss mir selbst einen Grabstein kaufen.“ Seitdem meine ich, einen richtigen Beruf zu haben.

Wenn ich schreibe, egal ob für Kinder oder für Erwachsene, schreibe ich immer mit allem, was ich bin, was ich erlebt, was ich gedacht habe, was mir weh tat und was mich gefreut hat. Eine meiner vielen Allergien wird ausgelöst durch den Beginn einer Stellungnahme mit den Worten „ich als“. Wenn ich schreibe, schreibt das Kind mit, das ich war, die Tochter, Schwester, Frau, Mutter, Großmutter, Alte, politisch Engagierte, Zweiflerin, Ängstliche, die – manchmal – verzweifelt Mutige, die – hoffentlich – verlässliche Freundin, alle die vielen oft miteinander im Streit liegenden Rollen, die in der Summe mich ergeben.

Ein Stück Unsicherheit bleibt. Erfolge, Preise oder Ehrungen können ihr nicht wirklich etwas anhaben. Einerseits ist sie wohl auch notwendig, ein Schutz dagegen, sich's in irgendwelchen Hängematten „gesicherter“ Urteile bequem zu machen, Fragen als erledigt zu betrachten. Fragen zuzulassen, auch sich selbst in Frage zu stellen, gehört, denke ich, zur Lebendigkeit. Im Übermaß allerdings wird sie lähmend.

Ich kann nicht glauben, dass irgendjemand wirklich nur für die eigene Schreibtischlade schreibt. Hinter dem Schreiben, denke ich, steht doch die Sehnsucht nach einem Echo. Wer an der Mitwelt verzweifelt, kann immer noch auf das Echo der Nachwelt hoffen, aber dazu müsste er oder sie gleichermaßen an den Fortschritt und die Qualität der eigenen Texte glauben und darauf vertrauen, dass die Nachwelt die besseren Gesprächspartner liefern würde. Der Wiederhall ist ja auch notwendig, damit aus bedruckten Seiten ein Buch wird.

Der Gedanke, dass in diesem Augenblick ein völlig fremder Mensch ein Buch von mir liest, mit eigenen Erfahrungen, Fragen, Sehnsüchten, Ängsten, Freuden und vielleicht sogar Antworten anreichert, hat etwas sehr Verlockendes, auch Intimes.

Schreiben kann also Erfahrung zum Besitz machen, Erfahrung, die zuvor nur Last war. Schreibend aber auch lesend lassen sich Muster im Chaos erkennen, manchmal sogar Sinn. Ich habe leider

vergessen, wer darauf hingewiesen hat, dass sich gerade darin die Literatur vom Leben unterscheidet. Das ist natürlich richtig, aber ich weigere mich, den Gedanken als Unfug abzutun, dass darin vielleicht auch die verquere, trotzige Hoffnung bestätigt wird: Es müsste möglich sein, den roten Faden aus dem verstrickten, vielfach verknoteten Knäuel zu dröseln, den das Leben zuspült.

„Ich muss dir etwas erzählen.“ Wie stark dieses „muss“ ist, haben wir alle schon erlebt, wenn wir feststellten, dass niemand zuhörte, dass unser Geschenk nicht beachtet wurde. Beim Schreiben gibt es auch das Phänomen, dass wir uns selbst etwas erzählen müssen, um ihm Gestalt zu geben und es davor zu bewahren, ins Nichts davonzugleiten. Und es bietet sich die Möglichkeit, beim Erzählen auszuprobieren, „was wäre wenn“.

Für mich ist das Spiel mit Möglichkeiten besonders lustvoll, wenn ich für Kinder schreibe, Kinder reagieren ja so schön unverblümt und direkt auf jedes Angebot, spinnen die Geschichten weiter und lassen ihre eigene Phantasie Purzelbäume schlagen. Die über das Buch hinausgehenden Erlebnisse, die sich Kinder zum Beispiel für mein *Vamperl* ausgedacht haben, sind kostbare Geschenke für mich. Geschenke sind auch manche der Fragen, die sie bei Lesungen stellen und die oft ein erstaunliches Einfühlungsvermögen verraten. Von Kindern habe ich sehr wesentliche Dinge gelernt, vor allem Lachen über gar nichts, und das ist ein besonders befreiendes Lachen.

Nach wie vor halte ich hartnäckig daran fest, dass es sinnvoll und notwendig ist, Geschichten von Menschen zu erzählen, eine Sprachform für Wirklichkeit zu suchen, in der Möglichkeiten sichtbar werden, aber auch mögliche Geschichten, die im Erzählen ihre eigene Wirklichkeit bekommen. Weil ich nach wie vor daran glaube, dass das Prinzip Hoffnung gerade dann wichtig ist, wenn es immer unrealistischer erscheint.

Also ich steh mir im Weg, weiterhin. An guten Tagen glaube ich, dass das mein Platz auf der Welt ist.

Grußadressen

Das literarische Werk von Renate Welsh bedeutet für mich sehr viel. Mit den Studenten an der Pädagogischen Fakultät in Brno diskutieren wir oft über Protagonistinnen ihrer Bücher, sei es Johanna, Sarah, oder Melanie. Und ich persönlich denke am liebsten an das kleine Mädchen genannt „Dieda“, für das einst ihr Stiefgroßvater keine guten Worte hatte und aus der einige Jahre später eine bedeutende österreichische Schriftstellerin geworden ist, deren Bücher der Hoffnung viel Platz einräumen können.

Jana Baroková
Lehrstuhl für Deutsch
Pädagogische Fakultät der Masaryk-Universität
Brno/Tschechien

Liebe Frau Welsh,
zu Ihrem Geburtstag möchten wir Ihnen alles erdenklich Gute wünschen. Wir freuen uns über alle Ihre wunderschönen Bücher, gleichwie, ob sie schon auf der Welt sind oder noch ihres Erscheinens harren. Vor allem aber wünschen wir allen Lesern in unserem Land, kleinen und großen, dass sie möglichst viele Ihrer Bücher auf Tschechisch lesen können. Ad multos annos!

Tamara Buckova
und die Studierenden und Lehrenden des Germanistischen Seminars
der Pädagogischen Fakultät der Karlsuniversität Prag

Ich will von einer kleinen Facette ihrer Persönlichkeit erzählen. Renate Welsh hat im sogenannten „Bedenkjahr“ 2005 für den Buchklub einen Band „hoffnungsreich“ herausgegeben. es wurde

ein wunderschöner, nachdenklicher Band mit Texten über jene, die in der allgemeinen Jubelstimmung allzu leicht übersehen wurden: nämlich über ÖsterreicherInnen, die im und durch Widerstand gegen das Naziregime einen wichtigen Beitrag für das Wiedererstehen Österreichs leisteten. Renate Welsh war spontan bereit, ihre eigenen früheren Geschichten – etwa jene über die Schauspielerin Dorothea Neff, die eine Jüdin in ihrer Wohnung versteckte – so umzuschreiben, dass sie auch für die heutige Jugendgeneration zugänglich und verständlich sind. Eine Autorin, die ihre eigenen Texte neu formuliert und damit offen und uneitel und engagiert auf junge Menschen zugeht, auch das ist Renate Welsh.

Gerhard Falschlehner
Österreichischer Buchklub der Jugend

Sehr geehrte, liebe Frau Welsh!

Nehmen Sie herzlichste Grüße aus Russland zu Ihrem Jubiläum! Ihre Bücher sind in viele Sprachen übersetzt. Ihre Hauptsprache ist aber die echtteste aller Sprachen – die der Liebe – der Liebe zum Kind, der Liebe zur Welt. In Dankbarkeit dafür – im Namen Ihrer russischer Leser, Übersetzer, Literaturforscher

Tatjana Fedjaewa
Dozentin am Lehrstuhl für ausländische Literaturen
Pädagogische Universität St.-Petersburg

Liebe Renate!

„Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt“, schreibt Ludwig Wittgenstein. Um Grenzen hast du dich nie ge-

kümmert, nicht um deine eigenen, und schon gar nicht um die zwischen „allgemeiner“ Literatur und Kinder- und Jugendbüchern. Deine Welt ist sehr groß.

Karin Haller
Institut für Jugendliteratur, Wien

Sie verdanke den größten Teil ihrer Bücher dem „Zuhörenkönnen“, sagt Renate Welsh, aber sie erzählt und erzählt ... Ihr zuhören zu können, das hat nicht nur Generationen von Kindern und Jugendlichen beeindruckt; es hat u. a. auch die Innsbrucker Studierendenungemeinbeeindruckt: Im Sommersemester 1994 hielt Renate Welsh in Innsbruck eine Poetik-Vorlesung. Nie, soweit ich mich erinnern kann, war die Nachfrage nach einem Vorlesungsmanuskript so groß wie im Anschluss an diese Vorlesung, die darum auch 1995 unter dem Titel *Geschichten hinter den Geschichten* erschienen ist. Kinder- und Jugendliteratur war lange Zeit Literatur für die Unterstufe, mehr nicht. Sie hat inzwischen längst höheres Terrain erobert. Renate Welsh gehört zu jenen Autorinnen und Autoren, denen dies zu verdanken ist.

Johann Holzner
Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck

Glückwünsche aus Ungarn zum 70. Geburtstag von Renate Welsh
Durch das geographische, kulturelle und sprachliche Zusammenwachsen von Europa erleben die Bücher der preisgekrönten österreichischen Autorin, Renate Welsh eine immer intensivere Rezeption in Ungarn. Das Leserpublikum hatte an ausgewählten Standorten – wie z.B. Budapest, Kecskemét, Debrecen – mehrmals die Möglichkeit, von den Lesungen der Autorin verzaubert zu werden. Die Bücher von Renate Welsh können den Lesern und Leserinnen helfen, soziale und emotionale Zustände besser zu erkennen und

in weiterer Folge in sich „Fenster und Türen aufzureißen“. Ohne ihre *Johanna, Dieda, Ülkü* und ihr *Vamper*“ wäre die Weltliteratur viel ärmer.

Im Namen der Rezipienten der Kinder- und Jugendliteratur aus Ungarn wünsche ich Renate Welsh, dass es ihr noch lange Spaß machen möge, spannende Bücher für Kinder, Jugendliche und Erwachsene zu schreiben. Die ungarische Leserschaft freut sich bereits auf ihre nächsten Werke und Lesereisen.

Sarolta Lipóczy

Literaturwissenschaftlerin Professorin in der Pädagogischen Fakultät der Gesamthochschule Kecskemét/Ungarn

Für mich ist Renate Welsh eine der bekanntesten Autorinnen der österreichischen Gegenwartsliteratur. Sie steht mit ihrer Literatur für ein starkes soziales Engagement, für einen schonungslosen Realismus. Sie ist eine aufmerksame Beobachterin und diese Eigenschaft ist es, die ihr immer dann zugute kommt, wenn Sie andere zum Nachdenken anregen will. Sie steuert keine Antworten bei, maßt sich nicht an, die Wahrheit zu kennen, denn „wer von Wahrheit spricht“, so Welshs Landsmann Heinz von Foerster, „macht den anderen direkt oder indirekt zu einem Lügner“ und jede Antwort kann unter Umständen als falsche Schlussfolgerung gedeutet werden. Sie konfrontiert den Leser direkt mit der Problematik und mit ihren Erfahrungen mit ungewöhnlichen, zuweilen unzugänglichen Lebensräumen.

Ich benutze gerne die Gelegenheit Ihres Lebensjubiläums, um Ihnen für all die literarischen Facetten, mit denen Sie die Kunst des Wortes bereichert haben, meinen Dank auszusprechen.

Mit den besten Grüßen verbleibe ich Ihre

Andrea Mikulášová

Comenius Universität Bratislava

Renate Welsh hat während der Vorlesungen und Gespräche in Bulgarien den Kindern nicht nur die Werte ihrer Werke beigebracht, sondern auch ein anschauliches Beispiel für die Kultur der zwischenmenschlichen Beziehungen, für die Kultur der Diskussion sowie für die Notwendigkeit, offen von wichtigen Probleme zu reden, gegeben.

Lilia Ratcheva-Stratieva
Sofia, Bulgarien

Renate Welsh, der großen Autorin, die mir vor allem mit ihrem Jugendroman *Johanna* nachhaltige Lektüreeindrücke vermittelt hat, die ich immer wieder an meine Studentinnen und Studenten weitergebe, mit den besten Wünschen zum 70sten Geburtstag.

Rüdiger Steinlein
Prof. am Institut für deutsche Literatur der
Humboldt-Universität Berlin

Renate Welsh verkörpert den Typus einer Schriftstellerin, wie er selten geworden ist. Sie vereint eine große sprachliche Meisterschaft und Subtilität mit leichter Verständlichkeit, auch für die kleinen und weniger erfahrenen LeserInnen. Sie versteht es, packende Geschichten zu erzählen und zugleich gesellschaftliches Engagement zum Ausdruck zu bringen. Renate Welsh verführt daher nicht nur zum Lesen, sie verführt auch zum Denken und bereitet so das eigene Handeln vor. Gerade in der heutigen Zeit brauchen wir eine Erzählerin wie Renate Welsh dringender denn je.

Werner Wintersteiner,
Österreichisches Kompetenzzentrum für Deutschdidaktik,
Universität Klagenfurt

Familieund Krieg

Ausgewählte Aspekte zu Renate Welshs *Dieda oder Das fremde Kind*

Renate Welsh hat im August 2003 die Sommertagung der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung (ÖG-KJLF) zum Thema „Kinder- und Jugendliteratur im Zeitalter der Extreme“, abgehalten in Ebensee, mit einer Lesung aus ihrem Kinderbuch *Dieda oder Das fremde Kind* eröffnet. Sie hat die letzten zwei Kriegsjahre als Kind in der Nähe des Tagungsortes, nämlich in Bad Aussee, verbracht. Das Kriegsende im „Haus in den Bergen“ und der Beginn der Besatzungszeit in Aussee und Wien bilden den zeitpolitischen Hintergrund ihres Buches. Dieser Erinnerung stellt sie sich aus einem zeitlichen Abstand von mehr als 50 Jahren und gibt ihr eine literarische Form. Das Kind Renate Rettenbacher als „teilnehmende Beobachterin“ des „Katastrophenzeitalters“, wie Eric Hobsbawm die Zeit bis 1945 nennt, wird in der literarischen Fiktion zum Kind Ursel, das seinen Namen in einem bewussten Akt ablegt und als Dieda ihre ganz persönliche, subjektive, katastrophengleiche Zeit erleidet. Die Geschichte der sechsjährigen Dieda ist ein schmerzhafter Teil von Renate Welshs Kindheit.

Das allein gelassene Kind auf dem Umschlag der Buchausgabe 2002 ist Dieda. Das erste Wort im Buch ist ihr neuer Name, er wird drei Mal hintereinander „ungeduldig“ gerufen. Ganz bewusst hat sie sich von ihm getrennt, ihren Vornamen Ursula, der als „Ursel“ erst am Ende des Buches vorkommt, abgelegt und mit dem Namen „ein Stück des Seins und der Seele“ (Thomas Mann) hinter sich gelassen. „Die wussten gar nicht, wer sie wirklich war“ (Dieda 44). Im Zug nach Aussee, auf der Flucht vor den Bomben auf Wien, „hatte sie beschlossen, sich Dieda zu nennen, sie hatte einfach nicht geantwortet, wenn man sie mit ihrem alten Namen ansprach, bis die Erwachsenen nachgegeben hatten“ (44).

Mit dem abwertenden, von ihr akzeptierten No-Name wählt sie eine Position außerhalb der neuen Familie, demonstriert, dass sie nicht dazugehören will. „Ihre“ Familie ist eine andere als die, mit der sie nun das letzte Kriegsjahr am Land verbringt. Frühe Erfahrungen von Verlust (der Mutter durch einen sehr frühen Tod) und Trennung (vom Vater, der als Arzt in Wien bleibt) ändern ihr Leben von Grund auf.

Renate Welsh beginnt mit einem beeindruckenden Bild: Trotz dreimaligem Rufen bleibt das gerufene Kind unsichtbar und macht sich unhörbar. Abscheu angesichts des Rufenden steigt in ihm auf, es stellt sich dessen Sterben und die Trauer seiner Angehörigen vor. Für das Kind würde dieser Tod einen Triumph bedeuten. Sie besteigt einen Berg, wird für alle sichtbar und durch ein befreiendes, fast dämonisches Lachen überall hörbar – eine in der Kinderliteratur häufig vorkommende kindliche Größenphantasie, der Wunsch, (von allen) gesehen und geliebt zu werden, ein wohl legitimer Wunsch eines Kindes, das sich nicht nur ungeliebt fühlt, sondern es auch ist.

Mit diesem Einstieg *medias in res* treten auf der ersten Seite die Spannungspole in personeller und struktureller Hinsicht zutage: die beiden Kontrahenten Dieda/Ursel und der „Alte“, dem Ursel die Anrede Großvater verweigert, ebenso die Beziehung der beiden zueinander: Ungeduld und Kälte von Seiten des Alten, tödlicher Hass von Seiten des Mädchens. Die Geschichte wird auf zwei Ebenen erzählt: der realen Handlungsebene, die das Geschehen linear erzählt, und der Bewusstseinssebene der Hauptfigur mit rückblickenden Erinnerungen, vorausblickenden Wünschen, Phantasien, Träumen, ihrer inneren Wirklichkeit, die ihr die reale Welt erträglicher machen soll, sie manchmal aber auch mit Angst erfüllt.

Die Perspektive der Geschichte ist damit festgelegt. Es ist fast durchgehend der Blickwinkel eines Kindes, das einerseits die (familiäre) Wirklichkeit immer wieder flieht und sich geheime Rück-

zugsorte schafft, andererseits sich die (zeitpolitische) Wirklichkeit ganz allein mühsam erobern und erklären muss.

Krieg

„An diesem Tag begann der Krieg“ (9). Nicht der Beginn des Zweiten Weltkriegs ist gemeint, sondern der private Krieg des Alten gegen die Eichhörnchen, die sich seinen „erzieherischen Maßnahmen“ widersetzen. Die Eichhörnchen in ihrer Freiheit und Ungebundenheit sind als Ursels verlorene Freiheit zu lesen – ein Verlust, seit sie mit ihrer Stieffamilie, fern vom Vater, Wien und ihrem alten Leben, in Aussee lebt, um dem Kriegsgeschehen zu entkommen. Der „Krieg“ des Alten gegen das Kind hat schon auf der Bahnreise begonnen und Ursel hat diese Herausforderung angenommen, indem sie sich mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln widersetzt.

Das historische Kriegsgeschehen ist ein strukturbildendes Element im erzählten Geschehen. Die Hälfte der Geschichte der Dieda hat als Hintergrund die letzten Kriegstage, die zweite Hälfte die Besatzungszeit, zuerst in Aussee, dann in Wien. Das politisch-historische Geschehen bestimmt das Leben des Kindes: durch die Flucht in die Berge; als tabuisiertes, aber stets präsenteres Geschehen, das auf das Kind in einer unverständlichen, verwirrenden Sprache eindringt; vor allem in der Person des „Alten“. In ihm verschränkt sich historisches und privates Geschehen. Er, ein Nazi mit „Kriegsschritt“ (47), büßt seine übermächtige, diktatorische Stellung schrittweise ein und verliert an Bedrohlichkeit für Ursel, je näher das Ende des Krieges rückt. Er muss in Ruhe gelassen werden, setzt keine „erzieherischen Maßnahmen“ mehr, d.h. die körperlichen Qualen und Leiden haben für Ursel ein Ende.

Innerhalb der Familie ist das Thema Krieg mit einem Tabu belegt.

Die Erwachsenen verstummen, wenn Kinder in die Nähe kommen. Was das Kind an Einzelsätzen und Andeutungen aufschnappt, trägt zu seiner Verwirrung bei. „Verwirrend war die Welt geworden“ (40). Zeitungslektüre ist den Kindern verboten, Berichte über die Grausamkeiten des Krieges und der Konzentrationslager könnten den Kindern „das Herz schwer machen“ (80). Für kindliches Leid sind die Erwachsenen blind, es ist der Weltpolitik unterzuordnen. „Ausgerechnet bei der Zeitung machen sie sich Sorgen, man könnte ein schweres Herz bekommen. Mein Herz ist schwer, mein Bauch ist leer, hatte Dieda gereimt“ (80).

In der dichten erzählerischen Gestaltung des Kriegsendes – einer nur kurzen Episode – kann diese Verschränktheit von Kriegsgeschehen und Privatem in einer Mikrostudie nachvollzogen werden. Die kindliche Perspektive wird durch die direkte Rede des Nachrichtenüberbringers, des Cousins Harald, noch verstärkt - und entbehrt nicht der Komik.

Gegen Mittag kam Harald. „Weißt du schon? Der Hitler ist tot.“ „Woher soll ich das wissen?“, fragte Dieda. „Umgebracht hat er sich. Großvater sitzt in seinem Zimmer und redet mit niemandem, meine Mutter heult, die Tanten spinnen, und Tommy geht mir fürchterlich auf die Nerven.“ (S. 82)

Das Ende des Krieges ist für Ursel mit großen Hoffnungen besetzt: mit der Rückkehr nach Wien und damit dem Ende eines Alptraums.

Hitler war also tot. Der Alte trauerte um ihn. Sie hatte sich so gefreut auf diesen Tag, und jetzt konnte sie sich nicht auf die Schaukel setzen und wild schaukeln bis in die Wipfel der Fichten hinauf. [...] Hitler war tot. War dann der Krieg vorbei? (S. 82)

Aber keiner in der Familie gibt ihr Antwort. Erst am Abend fragt sie nach einer möglichen Rückkehr nach Wien. Brüsk wird verneint, denn in Wien sind die Russen. „Es hatte keinen Sinn weiter zu fragen.“ (83). Es ist nicht das erste Mal, dass sie sich das Fragen versagt. Nur durch sich selbst zugefügten Schmerz kann sie ihre Enttäuschung betäuben. Die Verweigerung des aufklärenden Gesprächs durch die Erwachsenen, das Alleingelassenwerden mit ihren Sehnsüchten verlängert den Alptraum.

Sprache dient den Erwachsenen nicht zum Gespräch oder um auf kindliche Fragen zu antworten. Sprache hat ausschließlich die Funktion der Eingliederung des Kindes in die familiäre Ordnung. Die ersten erwachsenen Sätze der Erzählung sind einfachste Kurzsätze: Vorhaltungen, Vorwürfe, Verbote, Gebote, die der Stabilisierung der streng patriarchalisch, autoritär organisierten Stieffamilie dienen sollen. Sprache wird in der Stieffamilie auf Erziehungssätze reduziert. Die positiv-emotionale Komponente wird der Sprache genommen. „Ständig sagten sie etwas zu einem. Tu dies, tu das. Aber über wichtige Dinge sagten sie nichts. Warum ließen sie einen so entsetzlich allein? Sie waren so viele. Und nur sie gehörte nirgends dazu“ (99). Die bewusste Verweigerung von Sprache ist Teil der Ausgrenzungsstrategien der Erwachsenen gegenüber dem Kind.

Sie selbst ist mit hoher Sensibilität für Sprache ausgestattet, sie ahnt Bedeutungen intuitiv. Buchstaben und Wörter sind emotional besetzt. Etwa das O in Großvater: Es ist „groß“, „rund“ kuschelig, daher ungeeignet für den Alten, zu dem sie Großvater sagen soll (vgl. 6). Es gibt Wörter, die sie nicht versteht, aber als Waffe gegen den Alten einsetzen kann, die für den Alten gefährlich sind, insofern als sie das wahre Gesicht des Nationalsozialismus zeigen, Wörter wie „Konzentrationslager“, „Ebensee“, „Mauthausen“ – ein Grund für sie, sich ein Wort zu merken, es zu lieben, auch wenn es noch so schwierig ist.

Sprache gibt ihr manche Rätsel auf, aber sie hat Vergnügen daran, dem Wortsinn verblasster Metaphern nachzuspüren, etwa „Halbschwester“, „ein Kind verlieren“, und es gibt Sätze, die ihr Halt geben, Sätze, die ihr gefallen, und Sätze, deren Wirkung sie verblüfft. Geschriebenes zieht sie magisch an: „Buchstaben zu sehen und nicht zu lesen war ebenso unmöglich wie eine juckende Stelle nicht zu kratzen“ (145).

Wieder in Wien erfährt sie Geschichten aus dem Krieg: von Bombenangriffen, Plünderungen, dem Schwarzmarkt. Aber auch hier

bleibt die Darstellung verzerrt, brüchig, fragmentarisch, denn auch hier wird die kindliche Perspektive nicht verlassen. Ursel erfährt dies alles aus dem Mund einer gleichaltrigen Mitschülerin.

Durch die konsequente Erzählperspektive des Kindes bleibt das weltpolitische Geschehen in den Grenzen des kindlichen, unmittelbaren Erlebens.

Familienbilder

Familie als Schonraum, als Idylle, als Ort der Geborgenheit, ebenso wie der Verlust dieser Funktionen von Familie sind zentrale Motive in der KJL. In *Dieda* kommt Familie in dreifacher Form vor.

Die eigentliche Familie der Protagonistin in Wien, bestehend aus dem Vater, der Mutter und Ursel, wird von Ursel als idyllischer Ort und Sehnsuchtsort erinnert. Sie wird für den Leser – aus der Perspektive des Kindes – als Inbegriff der heilen Familienwelt greifbar, wenn sich auch bereits Brüche dieser Idylle andeuten. Neben den Eltern wohnt der Vater väterlicherseits in einer Wohnung desselben Hauses. Die Eltern mütterlicherseits sind so nahe, dass sie fast täglich besucht werden konnten. Neben den Verwandten ist die Sprechstundenhilfe des Vaters eine enge Bezugsperson für Ursel. In der Ordination des Vaters, ihrem erweiterten Spielzimmer, hat sie mit den Patienten vertrauten Umgang. Ursel wird von einem dichten Netz aus Liebe und Zuneigung gehalten.

Der Tod der Mutter und das Kriegsgeschehen zerreißen dieses Netz. Ursel ist Halbwaise, der Vater heiratet wieder. Mit der Flucht auf das Land ergibt sich für sie eine tief greifende Änderung. Neben dem Verlust der Mutter muss sie sich auch von ihrem Vater und der vertrauten Umgebung trennen, sodass ihr jegliche emotionale Sicherheit und Geborgenheit verloren gehen. Sie lebt mit ihrer Stiefmutter, die für sie „die Frau“ ist, deren Vater und deren

Schwestern mit ihren Kindern Harald und Tommy in zwar vertrauter Umgebung, nämlich dem Sommerhaus der Familie, aber unter ihr völlig fremden Menschen. In dieser Familie ist sie eine Fremde. Sie ist die einzige, die – unter einem verwandtschaftlichen Gesichtspunkt gesehen – nicht dazugehört, für die, aus der Sicht Ursels, kein Platz ist: „Die Schwestern füllten jeden Raum. Dieda machte sich so klein wie möglich“ (6). In dieser krisenhaften Situation, geprägt von Einsamkeits- und Verlassenheitsgefühlen und einer Fülle von Verboten und Geboten, entwickelt sie, bewusst und unbewusst, Strategien, um der emotionalen Kälte zu entkommen, aber auch um die verloren gegangene Familie neu zu konstituieren. Es sind die (für mich) berührendsten Szenen, wenn sie jeder Geste der Stiefmutter Aufmerksamkeit schenkt, wenn sie in Blicken und Gesten die verlorene Wärme (ein immer wieder kehrendes Wort) sucht und sie, das „schwierige“, „böse“ Kind, der kranken Stiefmutter stärkendes Essen beschafft (um so bemerkenswerter, als der Essensentzug im Strafkatalog der Stieffamilie eine nicht unwesentliche Rolle spielt); wenn sie der Stiefmutter die beschwerliche Rückreise nach Wien zu erleichtern versucht. All dies macht sie zu einem früh erwachsenen Kind; als Leser muss man sich immer wieder vor Augen führen, wie jung Ursel ist.

Die Wiederherstellung der verloren gegangenen (idealen bzw. idealisierten) Familie könnte am Ende der Erzählung gelingen, als die Stiefmutter eine Tochter zur Welt bringt. Über den zu erwartenden Familienzuwachs spricht die Stiefmutter mit Ursel erst, als der Krieg beendet, die Besatzungsmacht Amerika in Aussee ist. Diese Schwangerschaft der Stiefmutter war für Ursel nicht frei von Ängsten, was ihre Stellung innerhalb der (neuen) Familie betrifft. Die Bedrohung lag darin, dass ihr nicht nur ein Geschwisterchen, sondern ein Bruder angekündigt wurde. Einen großen Bruder würde auch sie sich wünschen, von ihm verspäche sie sich Schutz vor allen und allem; nicht aber einen kleinen. Als sie von der Freude des Va-

ters über einen Sohn hört, muss sie zum ersten Mal erfahren, dass Kind nicht gleich Kind ist, dass Mädchen einen geringeren Stellenwert als Buben haben. (Ein zweites Mal hört sie in Wien nach der Geburt der Schwester davon.) In Gedanken spielt sie durch, was das für sie in der Familie bedeuten würde:

Papa würde also einen Sohn haben, und dann würde er seine Tochter gar nicht mehr brauchen, und der Sohn würde eine Mutter haben, die im Haus war und nicht mehr auf dem Friedhof, und die Frau würde seine Mama sein und einen Sohn haben, gemeinsam mit Papa, sie selbst aber ... Sie würde einen Bruder haben. Keinen großen, einen kleinen. (86)

Sie bliebe die Außenseiterin, sie wäre die Stiefschwester, die Halbschwester, die teilen müsste: die Spielsachen, vor allem aber den Vater. Nur die Großeltern mütterlicherseits („Opapa und Omi“) „[d]ie gehörten nur ihr“ (90).

Die bevorstehende Geburt ist auch der Anlass für die Rückkehr nach Wien. In der kindlichen Vorstellung bedeutet dies eine Rückkehr in die verloren gegangene, vertraute Welt. Aber sie hatte sich einer Täuschung hingegeben, es ist alles anders: Der Vater hat kaum Zeit für sie, er beachtet sie nicht, er gibt ihr keine Antworten. Aber es wird kein Stammhalter geboren, sondern ein Schwesterchen: ein zweites Mal „Pech“ für den Vater, vielleicht ein Glück für Ursel. Im Schlusstableau sind alle Personen vereinigt, die über zumindest eine Linie verwandt sind: der Großvater, der Vater, die Stiefmutter, Ursel und das Baby Theres. Anwesend ist auch Brigitta, die emotionale Konstante in Ursels Leben; sie bringt Essen. In dieser Konstellation liegt die neue Hoffnung für Ursels Ende von Hunger nach bzw. Mangel an Liebe und Nahrung und die Wiederherstellung der Familie als emotionale Einheit – unter neuen Vorzeichen. Anlass zum Optimismus gibt die Tatsache, dass Ursel der Schwester gegenüber ihren wahren Namen preisgibt, sie ihre Identität, die ihr mit dem Namen gegeben wurde, wieder annimmt.

Eine Gegenüberstellung des ersten und letzten Bildes der Erzählung zeigt den Verlauf und die bewusste, in Kontrasten angelegte Kompo-

sition dieser Kindheitsgeschichte: Rückzug bzw. Verstecken – familiäre Gemeinsamkeit / Einsamkeit – Kreis der Familie / fremd sein – dazu gehören / Hass – Zuneigung bzw. Liebe / der „Alte“ – das Neugeborene / Todeswunsch (für den Alten) – neues Leben / Allmachtsgefühl – teilen / lautes Gelächter – flüstern / Dieda – Ursel.

Fremdheit

Fremdheit in der KJL kann für Phantasie als Quelle des Kreativen stehen. Ein Fremder kann ein Feind sein, dem man Angst und Misstrauen entgegenbringt. Ein Fremder kann aber auch zum Freund werden, ein Freund sein. Einem Menschen kann eine neue Umgebung fremd sein, er kann sich unter fremden Menschen befinden, die ihn, den Neuen, seine Fremdheit spüren lassen. Das Neue, das andere ist das Fremde, andere Denkweisen, andere Lebensweisen verunsichern beide Seiten: den Neuen, der in das Gewohnte eindringt, das Gewohnte, das durch den Neuen in seiner Ordnung irritiert wird.

Ursel, das fremde Kind, erlebt alle diese Aspekte von Fremdheit. Durch die neue Lebenssituation wird sie, die das Zentrum der Familie in Wien war, zur Fremden. Alle Mitglieder der neuen Familie sind verwandt, sie ist die einzige Nicht-Verwandte, wird – nicht für ihre Ohren bestimmt – als „fremdes Kind“ bezeichnet (14), das ausgegrenzt wird, dem Wärme entzogen wird, das mit Vorwürfen und Geboten überhäuft und mit Schlägen und Essensentzug schwer gezüchtigt wird. Von Seiten der Erwachsenen wird nichts unternommen, dem Kind das Fremdsein zu erleichtern. Zaghafte Versuche kommen von Seiten der Stiefmutter.

Ihr Status als Fremde wird zementiert, indem sie als „schwieriges“ Kind und als „böses“ Kind, das überdies „gefährlich“ ist, bezeichnet wird. Sie selbst bezeichnet sich als „böse Hexe“, „verzaubert“ den

Cousin Tommy, der andere Cousin Harald singt ihr das Lied von der „schwarzen Köchin“, die Kinder in der Schule bezeichnen sie als „Krüppelhex“. „Sie war ein böses Kind, und das alles war ihre Strafe, der Alte, die Frau“ (23). Die Mechanismen von Schuld und Sühne hat sie internalisiert - in guter österreichisch-katholischer Tradition.

Sie nimmt diese Zuschreibungen an, indem sie, um die Schikanen des „Alten“ zu ertragen, als Selbstschutz zu Maßnahmen greifen muss, die für die Erwachsenen Beweis ihres Böses sind – ein Teufelskreis; weil sie ihrer Freundin Gretel glaubt, die, ihr einen blinden Spiegel vorhaltend, vorgibt, Ursel ihre (schwarze) Seele zu zeigen; weil das fantasiebegabte Kind gerne die Rolle der Hexe spielt – eine gefährliche Rolle in der Zeit des Nationalsozialismus. Der kleine Cousin Tommy überbringt ihr den Dorftratsch, der in ihr ein jüdisches Mädchen sehen will.

Ihre Lebensumstände und ihre überschäumende Fantasie verstärken ihren Status der Fremdheit innerhalb der Familie. Das dörfliche Umfeld macht sie zur Jüdin.

Böse-sein, Gefährlich-sein, Hexe-sein verfestigen nicht nur ihre Fremdheit, sie sind auch Teil ihrer Stärke. Diese Ambivalenz macht es schwierig für sie. Denn das, was ihre Stellung in der Familie erschwert, erleichtert ihr gleichzeitig das Leben in dieser Familie. Diese Attribute abzulegen würde für sie wenn nicht Liebe, so doch Akzeptanz durch ihre Stieffamilie bedeuten. Sie aber baut sich eine Gegenwelt zur Familie auf, schafft sich Rückzugsorte: das Versteck unterm Busch, den Dachboden, den (verbotenen) Steinbruch. Es sind aber nicht die erwachsenenfernen Gegenwelten im klassischen Sinn der KJL. Die Erwachsenen sind immer in der Nähe, die Möglichkeit bzw. Gefahr des Eindringens der Erwachsenen in ihre Welt ist immer gegeben. Um vor den Erwachsenen auf der Hut zu sein, muss sie bereits Stärken mitbringen, in dieser Gegenwelt entwickelt sie aber auch Stärken, die beinahe unvorstellbar sind und sie zu einem selbstständigen Kind machen. Erwähnt sei nur

ihre Standhaftigkeit, mit der sie Hunger erträgt und manchmal Essen verweigert, ihr unbeugsamer Wille, mit dem sie die Züchtigungen ertragen will, und ihr Trotz, auf den sie sich (meist) verlassen kann. Die Gegenorte, die Orte außerhalb der Familie, erlauben ihr, ihre Gefühlswelt zu offenbaren: Nur dort würde sie sich erlauben zu weinen (47).

Eine andere Art von Gegenwelt sind ihre Erinnerungen, aus denen sie aber nicht nur Kraft schöpft, sondern die eng mit Schuldgefühlen verbunden ist. Ursel wird immer wieder von Gedanken an ihr glückliches Familienleben in Wien eingeholt, der Leser in Rückblenden auf eine vergangene Ebene (der Erinnerung) geführt. Aber dort ist sie verletzbar, und zwar, wenn es um den Tod ihrer Mutter geht, an dem sie sich schuldig fühlt, eine Schuld, die die Erwachsenen ihr nicht genommen haben (oder nicht nehmen konnten). Dieses Schuldgefühl wird unerträglich, als auch die Stiefmutter ins Krankenhaus muss, Ursel zieht eine Parallele zum Sterben ihrer Mutter. Angesichts eines möglichen weiteren Verlusts wird aus der kindlichen Perspektive nicht von der „Frau“, sondern von „Mutti“ gesprochen – eine Bezeichnung, die Ursel bisher abgelehnt hat, die eine emotionale Annäherung der Stieftochter an die Stiefmutter signalisiert. Sie kann dieser drohenden Angst nur entgehen, indem sie von Zuhause wegläuft und selbst ans Sterben denkt.

Es sind aber gerade die sog. Fremden, die dem fremden Kind das Leben in der Fremde erträglich machen: die Nachbarn, die Dorfbewohner, die ihr zu essen geben, sie vor weiteren Züchtigungen schützen, die von der Stieffamilie verweigerte Aufklärung über Krieg und Kinderkriegen geben und dem Kind einen kleinen Teil der menschlicher Wärme ersetzen.

Eine Begegnung mit einem englischen Besatzungssoldaten ist für Ursel Anlass, über das Fremdsein nachzudenken, sich zu fragen wer denn eigentlich der Fremde ist.

[...] sind die Fremden noch Fremde, wenn sie einem etwas geben? [...] Fremd, [...]. Wenn ich das fremde Kind bin, kann ich auch von fremden Leuten etwas nehmen, von den fremden Leuten, die mir etwas geben (88).

In der ihr eigenen Logik schafft sie eine Solidargemeinschaft der Fremden und hebt damit das Fremdsein auf. Eingebettet ist dies in einer Szene, in der zum ersten Mal eine Annäherung zwischen der Stiefmutter und Ursel stattfindet. Als die Stiefmutter aber ein Verbot ausspricht, wird sie wieder zur fremden Frau. Aus der Nähe wird wieder Ferne.

Auch ihr Vater beginnt ihr fremd zu werden. Ihre gezielten Bemühungen, das „Böse-sein“ aufzugeben und brav zu werden – sie hat einen starken Eigen-Willen – nimmt ihr Vater nicht wahr, denn sonst würde er sie nach Wien heimholen. Stattdessen unterstützt er die Forderungen der neuen Familie nach Bravsein. Ihre Enttäuschung manifestiert sich in einem Traum (97f): Er spricht sie in einer fremden Sprache an. Sie versteht ihn nicht mehr. Diese Enttäuschung über sein Anderssein setzt sich bei der Ankunft in Wien, als er sie und ihre Stiefmutter vom Bahnhof abholt, und im neuen Familienleben fort. Wieder fühlt sie sich ausgestoßen und sucht Gegenorte außerhalb der Familie. Das sind jetzt die Wohnungen des Großvaters väterlicherseits bzw. der Großeltern. Ein tatsächlicher Rückzug aus der Familie ist ihr aber verwehrt, der Dachboden, auf den sie sich nach großen Enttäuschungen durch ihren Vater und ihre Stiefmutter zurückziehen möchte, ist versperrt (136, 157).

Das offene, aber doch optimistisch stimmende Ende – die Nennung ihres wahren Namens – lässt hoffen, dass die krisenhafte Zeit vorüber ist und die Konstituierung einer Familie möglich wird, die Ursels Wunden langsam verheilen lässt.

Epilog

„Immer wieder hören wir, dass Bücher keine Zukunft haben, [...]“ (Renate Welsh). Solange es Bücher wie *Dieda oder Das fremde Kind* gibt, müssen wir uns um die Zukunft von Büchern keine Sorgen machen.

Gunda Mairbäurl

Ein „Forschungsbericht“ oder eher „Forschungsbrief“ aus Prag

Vor einiger Zeit wurde ich gebeten, einen kurzen Forschungsbericht über die Rezeption der Bücher von Renate Welsh in der Tschechischen Republik zu schreiben. Freudig versprach ich es, weil ich die Ergebnisse schon damals zu kennen glaubte. Es erwies sich jedoch als ungeahnt schwierig, diesen „Forschungsbericht“ zu schreiben.

Zunächst muss ich folgende Situation schildern: In Tschechien erschien nur ein Buch von Renate Welsh *Disteltage* (Amulet, 2000) in der Übersetzung von Hana Linhartová. Der Verlag Amulet arbeitete eng mit dem Verlag Ueberreuther zusammen und spezialisierte sich vor allem auf die Herausgabe deutschsprachiger und tschechischer Kinder- und Jugendbücher (überwiegend neue Bücher). Anfang des Jahres 2004 beendete der Verlag seine Tätigkeit. Über das Buch *Disteltage* erschienen kurze Annoncen in mehreren Kinderzeitschriften (die gleichen Annoncen finden wir bis jetzt auf den Webseiten). Das Buch wurde auch in der Fachzeitschrift für Laien- und Fachpublikum „Neue Bücher“ veröffentlicht. Es wurde auch in einigen wissenschaftlichen Reflexionen über die Entwürfe der Realität in den Prosawerken der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts erwähnt. Die Herausforderung aus Wien wurde für mich ein neuer Anlass zum neuen Überprüfen des oben Aufgeführten. Die Ergebnisse

waren jedoch nicht besonders ermutigend, ich fand sie nicht besonders erfreulich und so entschied ich mich zunächst, sie zu verschweigen und mich in Wien mit meinem Bericht nicht zu melden. Es war eine falsche Entscheidung.

Die geschilderte Sachlage ist nämlich, bezogen auf die tatsächliche Rezeption der Werke von Renate Welsh, überhaupt nicht repräsentativ. Renate Welsh ist in meinem Land in Wirklichkeit sehr präsent. An den Pädagogischen Fakultäten in Prag, Brünn und Olmütz gehört sie zu den wichtigsten AutorInnen, die auf dem Programm der Kurse „Die deutschsprachige Kinder- und Jugendliteratur“ stehen. Es wird über diese Autorin auch im Fachbereich Slawistik (bzw. Bohemistik – im Institut für tschechische Literatur) gesprochen. Ich persönlich kenne sehr viele Kinder, Jugendliche und Erwachsene (also nicht nur meine StudentInnen), die die Bücher von Renate Welsh gelesen haben, und es gibt keinen, den sie nicht tief angesprochen hätten. Außerdem weiß ich aus den verschiedenen Verlagshäusern, dass die Bücher von dieser Autorin öfter zur Übersetzung angeboten werden. Nur ist es momentan nicht einfach, sie, wegen der gegenwärtigen Bedingungen auf dem tschechischen Büchermarkt in die Editionspläne durchzusetzen. Trotzdem sind wir alle auf dem Weg, die Werke von Renate Welsh auch in tschechischer Sprache vorstellen zu können, und mein Eindruck ist – Schritt für Schritt nähern wir uns dem Ziel.

Tamara Buckova
Pädagogische Fakultät der Karlsuniversität Prag

Neuerscheinung Oktober 2007

Andrea Urbanek

Renate Welshs Kinder- und Jugendbücher in der Grundschule und Sekundarstufe I

2007. IX, 101 Seiten. Kt. ISBN 9783834003072. € 12,—



Die österreichische Kinder- und Jugendbuchautorin **Renate Welsh** hat maßgeblichen Einfluss auf die deutschsprachige Kinder- und Jugendliteratur genommen, wofür die zahlreichen Zitationen in einschlägigen deutschen und österreichischen Fachlexika zur Kinder- und Jugendliteratur sowie die Vielzahl an renommierten Preisen ein Indiz sind, mit denen Renate Welsh und ihr Werk gewürdigt wurden.

In ihrem umfangreichen und breit gefächerten Gesamtwerk hat sie die aktuellen Tendenzen einer veränderten Kindheit und Jugend beispielhaft und sozial engagiert gestaltet. Neben der virtuos, formal anspruchsvollen und oft innovativen

Erzählweise der Autorin sind es die **Inhalte**, die für die Relevanz ihres Werks entscheidend sind. Das **Adressatenspektrum** reicht vom kleinen Kind bis hin zum älteren Erwachsenen; den Schwerpunkt ihres Werks aber bilden die Bücher, die **Themen** aufgreifen, mit denen sich junge Heranwachsende im **Alter** von zehn bis etwa fünfzehn Jahren in ihrem **Alltag** konfrontiert sehen.

Renate Welsh orientiert sich an der sozialen Wirklichkeit der Kinder und eröffnet ihnen damit die Möglichkeit zur Bewältigung des eigenen Lebens. **Familiäre Krisen und soziale Ungerechtigkeit, Krankheit, Ausgrenzung, Gewalt im privaten und im schulischen Bereich, Isolation und Identitätskonflikte** werden mit bemerkenswerter Ehrlichkeit dargestellt. Ohne belehrend zu wirken, besitzen ihre Bücher einen **hohen ethischen Anspruch**.

Alle diese Aussagen zum Werk von Renate Welsh sind zugleich schon didaktische Begründungen für den Einsatz ihrer Kinder- und Jugendbücher im Deutschunterricht. Acht ihrer Bücher wurden ausgewählt und unter den Themen

- **Problemfeld Schule,**
- **Krankheit und Behinderung,**
- **Identität – Die Suche nach sich selbst und**
- **Geschichte: Kindheit gestern und heute**

zusammengestellt. Die differenzierten Buch-Analysen und vielfältigen unterrichtspraktischen Vorschläge bilden eine sichere Grundlage für einen innovativen und produktionsorientierten Literaturunterricht.



Schneider Verlag Hohengehren

Wilhelmstr. 13; D-73666 Baltmannsweiler

